

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Edelmild.

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.

(7. Fortsetzung und Schluß von Seite 347.)

„Meine Gnädige,“ sagte Kallmann wieder vollkommen gefaßt, „geben Sie mir den Arm. Gehen wir hinein, damit man nicht aufmerksam werde.“

Die Hauptmännin nahm seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Um Gotteswillen, ich sage nie mehr etwas von jemand. Lassen Sie uns nur reinen Mund über den Vorfall halten.“

„Herr Oberstlieutenant,“ sagte Ottilie leise, ohne Alfred loszulassen, „sollte Wila mich darum so lieb haben?“

„Mein Kind!“ rief der greise Mann mit erstickter Stimme, wollte ihr beide Hände entgegenstrecken und murmelte: „Nein, sie kann die Hand nicht erfassen, die Hand nicht...“

„Doch!“ rief Ottilie ausbrechend, „doch! Sie ehren meine Mutter, Sie beweinen meinen Vater! Das andere war Verhängnis — ich verstehe nicht, welches und warum! Aber das verstehe ich, Sie haben ein großes Herz, und mein lieber Papa droben im Himmel wird es gern sehen, wenn ich Ihre Hand fasse.“

Ihre Händchen umspannten die Rechte des alten Offiziers. In seinen Bart rann eine Thräne. Alfred stand abgewandt, um seine Augen zu verhillen.

Doch draußen sagte Frau Marianne in heftiger Erregung: „Was ist's, Lothar, daß Sie mich mit Gewalt zurückhalten? Es geht da etwas vor. Es betrifft mich! Ich will die Wahrheit! Es betrifft mich?“

Er, bleich und verstört, flüsterte, stotterte, daß drinnen nichts vorgehe, daß im Gegenteil nur er selbst von einem plötzlichen Unwohlsein...

Marianne trat stolz und trotzig an ihm vorbei, riß die Thür auf, welche er wieder angelehnt, schritt über die Schwelle und — stand entgeistert. Sie sah den Mann, der ihren Gatten erschossen, und sah ihr Kind in dieses Mannes Armen!

Lehnen schrak auf. Lange und granvöll wurzelten ihre Blicke ineinander. Milde löste er Ottilie, die ihr Köpfchen an seine Brust geschmiegt, von sich, trat auf Frau Marianne und Lothar zu und sprach: „Ich habe in dieser Stunde mich mit dem Geist meines toten Kameraden versöhnt. Gönnen Sie mir den schmerzlichen Frieden, den die Hand Ihres teuren Kindes mir gegeben. Und für Sie, hochverehrte

Frau, alles Glück, welches das Schicksal nur für ein schmerzgeprüftes Leben zur Entschädigung ersinnen kann!“

Der grauhaarige Mann verneigte sich voll Ehrfurcht vor Marianne und ging hinaus.

„Ich habe gar nicht verstanden, was der abscheuliche Mensch eigentlich meinte. Aber das habe ich verstanden, daß deine Verteidiger sagten, du seiest die edelste Frau der Welt.“

Im Salon hatten inzwischen Kallmann und seine Dame den Hausherrn zurückgehalten, der jeden Augenblick sagte: „Wo nur Droste bleiben.“

Jetzt ließ er sich nicht mehr halten, denn er sah durch die Ritze der Portiere helle Gewänder. Er trat mit seinem vergnüglichen Gesicht aus den Falten des Stoffs hervor und rief: „Was sehe ich! Sie hier, Herr Professor... gnädige Frau... mein Gott, das Fräulein in Thränen!“

In diesem schrecklichen Augenblick, wo Lothar von Droste die Welt hätte zertrümmern mögen, weil sie der Heißgeliebten wehe gethan, in diesem Augenblick fand er Fassung, mit einem mechanischen Ausdruck des Bedauerns zu sagen: „Meine Nichte leidet an plötzlichen Nervositäten — ihr ist nicht wohl! Wir erwägen eben, ob wir uns nicht wieder zurückziehen sollen.“

„D da will ich doch gleich meine Frau...“ rief Dondorf mit gerungenen Händen.

„Nein, nein!“ sagte Droste hastig.

Mit einer Energie, deren Klarheit und Plötzlichkeit ihn selbst nachher noch oft in Erstaunen setzte, sprach hier der junge Gelehrte: „Herr Professor, bitte, lassen Sie sich nicht stören. Ich begleite die Damen eben heim — es sind nur wenige Schritte — und lehre dann, wenn es dem Fräulein besser gehen sollte, mit der gnädigen Frau zurück.“

Er dachte nicht daran, daß Marianne oder er selbst zurückkehren wollten oder würden; er wußte, daß es dem Professor eine Todesqual sein mußte, jetzt hier zu bleiben, aber er dachte, daß eben kein Mittel zu mühevoll sei, um bei Herrn Dondorf oder der Gesellschaft keinen Verdacht aufkommen zu lassen, daß sich hier im Borgemach irgend etwas abgespielt habe.

„Ja, ja,“ rief Dondorf, nur noch mühsam eine bedauerliche Miene festsaltend, denn an dem jungen Mädchen lag wenig, Frau von Droste aber und der junge Mann kehrten gewiß sogleich zurück, Droste selbst blieb — so entging ihm keiner seiner Gäste von Bedeutung. „Ja, ja — ich bitte,



Damenporträt. Eine Studie von Menzler. (Vgl. Seite 370.)
Nach einer Photographie aus dem Verlage der photographischen Union in München.

Ottilie warf sich an die Brust der Mutter. „Mama,“ rief sie, „o, wie schrecklich! Aber welcher Mann Lehnen ist und wie Alfred und er dich verteidigt haben. O, du hättest sie hören sollen.“ Marianne erbehte. „Also doch! doch!“

eilen Sie, das teure Fräulein zur Ruhe zu bringen . . . ich bedaure so unsäglich . . . gewiß, ein anderes Mal . . . lieber Freund, kommen Sie! Und Sie, gnädigste Frau, nicht wahr, Sie kehren zurück? Wir warten mit dem Souper."

Mit bezwingendem Blick schaute Alfred seinen teuren Meister an. Der verstand ihn und nickte langsam Gewähr. „Also lieber Freund, zur Gesellschaft! Man ist gespannt Sie zu sehen! Herr Doktor, Sie führen uns die Gnädige wieder zu! Ich lasse mich sogleich durch den Diener nach des Fräuleins Befinden erkundigen. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen," sprach Marianne ihm laut nach.

Willenlos ließ Ottilie sich hinausführen, von den befüßt dreinschauenden Diensthoten Mantel und Kapuze umgeben und zur Treppe geleiten. Ihre Mutter und Doktor Moscheles folgten ihr, und der wohlgezogene Diener des Hauses Dondorf ließ es sich nicht nehmen, die Herrschaften bis auf die Straße zu geleiten und dort vorm Hause stehen zu bleiben, bis die drei langsam wandelnden Gestalten eine kurze Strecke weiter hin in ihrer eigenen Wohnung verschwanden.

Bleich wie eine Leiche, die Augen vor sich auf den Boden gerichtet, so trat Marianne über ihre heimische Schwelle, und nachdem hier Ottilie die erschreckt herbeieilende Jungfer mit der andern Lüge „Mama ist nicht wohl" über die Rückkehr aufklärte, schlüßte Alfred, mit einem Blick auf Marianne: „Wenn Sie oder Ihre Mutter meiner noch bedürfen sollten — ich gehe ins Studierzimmer."

Die Frauen zogen sich zurück. Alfred ging in das große, dunkle, ausgefärbte Gemach. Fröstelnd zündete er die Lampe über dem Arbeitstisch an. Sie wiegte sich eine Weile in schwankender Bewegung und schob den Lichtkreis, den sie erzeugte, gespenstisch hin und her.

Alfred setzte sich. Er versuchte zu denken. Sein Kopf war von einem Brausen erfüllt, in seinen Schläfen hämmerte es. „Ja," sagte er endlich laut, „nun ist es gewiß."

Er erschrak und sah sich um, wer da gesprochen habe. Ein Frösteln lief ihm den Rücken entlang, er warf sich in den Stuhl zurück, lehnte den Kopf an und schloß die Augen.

Ottilie führte ihre Mutter in das Wohnzimmer, während die treue Anna kölnisches Wasser, Brausepulver und Essenzen herbeitrug.

„Laß nur, Anna," sagte Ottilie sanft, „ich glaube Mama braucht nur Ruhe. Laß uns allein."

Etwas gekränkt, daß man ohne sie fertig werden könne, zog Anna sich zurück.

Viele Minuten lang stand Ottilie mit gefalteten Händen vor ihrer Mutter, die in einem Lehnstuhl saß, sich nicht regte, nicht aufschaute, ja, nicht zu atmen schien. Alle Äußerungen ihrer Lebensthätigkeit schienen vollständig erstarrt zu sein.

„Mama," schrie Ottilie angstvoll auf, „Mama, sprich zu mir!" Sie lag auf den Knien vor ihrer Mutter und sah flehend zu ihr empor. Marianne bewegte sich nicht.

„Nur ein Wort, Mama. Was ist denn geschehen, um dich so zu zerfchlagen? Mama, erbarme dich — ein Wort!" Marianne fuhr fort zu schweigen.

„Sieh mich hier, Mama, in Todesangst! Ich habe gar nicht verstanden, was vorgegangen ist. Ich begriff, daß du Feinde hast. Ich begriff, daß man dich verteidigt. Weshalb also trauern. Du hast Lehnen wiedergesehen — ist es das? O ja, Mama, es ist furchtbar, wie viele Leben hat nicht schon das schreckliche Duellieren gekostet; aber sieh, Mama, fühlst du nicht, daß Lehnen all seine Tage selbst elend deshalb war? O, sprich ein Wort!" Das fassungslose Kind schlang die Arme um die Kniee seiner Mutter.

„Sie jagen mich doch zu Tode," murmelte Marianne abwesend. „Mama, besinne dich! Ich bin hier, dein Kind!" jammerte Ottilie.

„Mein armes Kind!" sagte Marianne und legte schwer ihre Hand auf Ottiliens Haupt.

„Nicht arm, Mama! Glücklicherweise, wenn sie dich glücklich sieht! Ich weiß, Mama, ich kann dir den Frieden geben. Ich sagte einst, ich will wissen, wozu es sein muß. Aber ich will heute gar nicht mehr wissen, weshalb, denn ich fühle, es muß sein! Mama, ich weiß, wenn ich den Baron heirate, wird alles gut. Mama, ich will ihn heiraten!"

Leidenschaftlich weinend warf Ottilie sich an den Hals ihrer Mutter. Frau Marianne erbebt. Nach Minuten erst fragte sie dumpf: „Liebst du ihn?"

„Frage nicht," schluchzte Ottilie, „ich will ihn heiraten, und wir werden alle glücklich sein. Alle!"

Und bei dem Wort „alle!" meinte sie noch heftiger. „Alfred auch?" dachte sie.

Marianne erhob sich langsam. „Laß mich allein," sprach sie mit hohler Stimme.

„Gott — nein — Mama — blicke nicht so," stammelte Ottilie, „sag mir ein gutes Wort."

Mit angestrengter Bemühung brachte Marianne ein verzerrtes Lächeln hervor.

„Meine gute Ottilie . . . ich danke dir . . . wir sprechen morgen über den Baron . . . gewiß, es wird alles gut werden."

Ottilie fühlte, daß sie gehen müsse. An der Schwelle wandte sie sich noch einmal um, stürzte zurück und fiel der Mutter um den Hals. Dann lief sie davon und gradesswegs in das Studierzimmer des Onkels.

Im stillen, weiten Raum saß da noch mit geschlossenen Augen allein der junge Doktor. Bei dem Geräusch der zufallenden Thür schrak er empor. Ottilie — mit verweintem Gesicht, mit zerzaustem Köpfchen, um den schlanken jungen Körper noch jenes rosige, blumengeschmückte Gewand — „Ottilie!"

Sie standen sich gegenüber und hielten sich an den Händen. Er dachte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, mit ihr über den Baron zu sprechen, es war seine Freundes-

pflicht, und sie dachte, daß sie ihm, als ihrem Freunde zuerst sagen müsse, daß sie den Baron heiraten wolle.

„O mein Freund . . ." begann Ottilie.

„O, meine Freundin . . ." begann Alfred.

„Wie geht es der Mama?" fragte er.

„Sie wird sich nun fassen; ich — ich — habe ihr gesagt, daß ich den Baron . . ." sie konnte nicht weiter, stand hilflos verstummend da und vergaß, daß nach ihrer Meinung ja Doktor Moscheles von dem Dasein des Barons keine Ahnung habe.

„Ich weiß alles," sagte er hastig, „ich kenne den Baron, er hat sich mir gestern Abend anvertraut. Sie wollen also den Baron . . ."

„Ja, ich will ihn . . ."

„Heiraten!" stießen endlich beide zugleich heraus.

Ein großer, schrecklicher Schmerz ging durch seine Brust und ließ seinen jungen Körper erzittern.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir, Ihrem Freunde, dies zuerst mitteilen," murmelte er.

„Nicht wahr," schluchzte Ottilie, „es ist am besten so. Besonders wenn Sie es auch finden."

„Ja, ich — ich finde es auch."

„Ich werde ihn gewiß noch so lieben lernen, wie es sich gehört," sprach Ottilie, mit dem Taschentüchlein ihre Augen trocknend.

„Er ist ein vornehmer und vielseitiger Mann," flüsterte Alfred.

„Ach," rief Ottilie, „ich bin aber doch sehr unglücklich. Es muß ja sein! O Gott, welches Glück, daß ich Sie habe! Einen Menschen, dem ich mich anvertrauen kann! O, Alfred, seit vorhin, als Sie da so mannhaft auftraten, seitdem sind Sie mir noch viel teurer. Schwören Sie mir, mein Freund zu bleiben!"

„Ich schwöre es," stammelte er.

Ottilie lehnte sich an seine Brust und der Freund neigte sich und küßte leise ihre Stirn. Weshalb soll der Freund die Freundin nicht lieblosend trösten. Ottilie schlang die Arme um seinen Hals; das Unglück war gar so groß, sie suchte Halt. Er küßte ganz zart ihren Mund. Ein seltsames Gefühl machte seine Kniee zittern und Ottilien schlug das Herz wild und doch nicht mehr schmerzhaft. O, seine Freundes-zärtlichkeit that ihr so wohl, so wohl! Nun küßte sie seine Lippen auch ganz zart. Und so trösteten sie sich, bis auf einmal sein Mund fest an dem ihren hangen blieb. Dann ein leiser Schrei — sie fuhren auseinander — sie starrten sich an —

„Ottilie," rief Alfred, „wir haben uns lieb!"

Sie wich zurück, ihn mit entsetzten Augen anschauend. „Kind," jubelte er, „Süße! Ich liebe dich — du mich. Weißt du es jetzt auch?"

„Wir — lieben — uns?" stammelte sie.

„Ja," rief er, ihre Hände fassend, um sie an sich zu ziehen, „ja wir lieben uns. Seit diesem Augenblicke weiß ich es. Ottilie, wir haben uns schon damals am Wasserfall geliebt."

Ottilie entriß sich ihm.

„Alfred," jammerte sie, „Alfred — ach, ich darf dich nicht lieben. Der Baron — es muß sein . . . ich . . . ich . . ." ihre Zunge lallte, ihre Wangen erleblichten, sie wandte.

Alfred umfaßte sie und legte sie mit starken Armen sanft in den Lehnstuhl. Dann kniete er vor ihr nieder und verbarg sein Antlitz in den Kleiderfalten der Besinnungslosen, damit sich dem Licht die Thränen verbürgen, welche aus seinen brennenden Augen quollen. —

Das war eine Stunde voll Pein! Droste vergaß sie in seinem Leben nicht mehr. Der kleine, dicke, vergnügte Mann schob seinen Arm in den des Professors und machte alle seine Gäste mit seinem lieben „Freund Droste" bekannt. Frau Dondorf erkundigte sich sogleich mit lärmendem Bedauern nach den Damen. Und während Lothar von Droste in einer Todesangst schwelte über den Zustand, in dem Marianne sich in diesem Augenblicke befinden mochte, brachte er es dennoch fertig, heiter lächelnd allen Rede und Antwort zu stehen, ja, die heimliche Furcht, ein Wimpernzucken von ihm könne Verdacht erregen, ließ ihn lebhafter sein, als es sonst seine Art war. Er berauschte den guten Dondorf förmlich durch den vertraulichen Ton, in welchem er zu diesem sprach; er bedauerte immer von neuem, daß seine Schwägerin, durch das Unwohlsein der Tochter verhindert, wahrscheinlich doch nicht kommen werde, und seine Schwägerin habe sich so unendlich gefreut, grade im Dondorffschen Hause zuerst die Münchner Gesellschaft kennen zu lernen, da man hier doch nur die Auserwähltesten . . . Und bei dem allen kam er sich selbst fremd vor, so widernatürlich, wie ein Komödiant auf der Bühne. Er, der sonst etwas zerstreut, sogar ablehnend und jedenfalls nicht schmiegfam in der Gesellschaft eines Salons erschien, bezauberte alle Welt als Mann von „hinreißend lebenswürdigen Formen des Umgangs".

Frau Dondorf versicherte nun überall flüsternd, daß Frau von Droste und das Fräulein ebenfalls „entzückend" seien, so daß in dem Herzen einiger anwesenden Konkurrentinnen von Frau Dondorf der brennende Wunsch entstand, auch der Freundschaft dieser neuen „Sterne" teilhaftig zu werden.

Als man zum Souper ging — Droste hatte gebeten, nicht auf Marianne zu warten — raunte der Professor seinem Gastgeber ins Ohr: „Sie sehen, lieber Dondorf, Moscheles kehrt auch nicht wieder. Ich fürchte, es könnte schlimmer geworden sein . . . Sie begreifen, daß ich mich leise zurückziehe." „Es ist ein zu trauriges Verhängnis. Aber gehen Sie, gehen Sie! Meine Frau kommt morgen in der Frühe selbst nachzusehen."

Dondorf drückte ihm noch innig die Hand und sprach

nachher laut zu seiner Frau: „Liebes Kind, Droste ist gegangen, das Fräulein scheint ernstlich leidend. Frau von Droste läßt dich bitten, morgen in der Frühe zu ihr zu kommen. Wir sind ja die Einzigen, die ihnen nahe stehen, veräumen wir nicht, ihnen alle Teilnahme zu erweisen."

Die ganze Gesellschaft brach in Ausrufe des Bedauerns aus, jeder schien für sich persönlich am betrübtesten durch das Unwohlsein der Nichte des „großen" Mannes; am lebhaftesten beklagten Herr von Kallmann und die Hauptmännin den Zufall, denn sie hatten so viel gemeinsame Bekannte mit Drostes und mußten so viel Reizendes von ihnen zu erzählen.

Endlich frei! Wie ein Löwe, dem man die Gefängnisthüre geöffnet, so stürmte Lothar von Droste zum Hause hinaus, mit Riesenschritten die Straße entlang, mit raschen Füßen mehrere Treppenstufen auf einmal nehmend, und dann an der Thür einen Herzschlag lang ein Gefühl lähmender Furcht. Er riß die Thür auf.

Anna war auf dem Korridor. „Die gnädige Frau ist im Wohnzimmer; Fräulein ist eben in die Bibliothek zum Herrn Doktor gegangen; die gnädige Frau will allein sein."

Der letzte Zuruf erscholl warnend, als Droste schon den Thürgriff in der Hand hatte und wurde nicht vernommen, denn an Drostes Ohr ging alles wie leerer Schall vorbei.

Marianne stand am Kamin, den Ellbogen auf den Sims gestützt, die Stirn in die Hand gelegt. Mit einem leisen Schrei fuhr sie auf. Stumm standen sie sich einander gegenüber.

„Und nun?" fragte Lothar sie tief ansehend.

„Nun ist es aus!" flüsterte Marianne vor sich hin nickend.

„Das Schrecklichste ist geschehen — mein Kind ward Zeugin meiner Schmach! Sie will sich opfern, will jenen Mann zum Gatten nehmen! Sie liebt ihn nicht, ich fühle es! Ja, nun ist es aus!"

„Was soll geschehen?" fragte er, ihr näbertretend.

Sie wich schein seinen Blicken aus.

„Die Jagd ist aus! Mir bleibt nur Eins! Der letzte Pfeil war tödlich," sagte Marianne hohl, „ich soll untergehen!"

„Ja," rief er laut, „untergehen! Um endlich als gläubige, vertrauende Marianne aufzuerstehen! Um endlich die Bitterkeit abzuthun, welche dich verhindert, in mein Herz zu sehen."

„Lothar!" schrie sie auf und streckte ihre Hände abwehrend gegen ihn aus. Er ergriff diese Hände und fuhr steigend in mächtiger Erregung fort: „Mein, du sollst hören! Du magst nun wollen oder nicht, stolzes Weib! Zur Strafe und Erlösung sollst du es hören: Du liebst mich! Du liebst mich!"

Ein schmerzlicher Laut ging von ihren Lippen, und ihre Hände wollten sich den seinen entziehen. Doch rang sie mit seiner Kraft gegenübers.

„Dein Herz war in Hochmut verhärtet, du wolltest nicht die Meine werden, weil einst schmutzige Hände nach deinem reinen Namen gegriffen! Stolz und erhaben wolltest du dich zu mir herablassen können wie eine Königin, oder mir entsagen! Und du erniedrigtest dich und mich. Dich, da du dich unter das Urtheil der Welt stelltest: mich, da du dem erbärmlichsten Laster der menschlichen Gesellschaft, dem Klatsch, einen bestimmenden Wert beimäße auf mein Schicksal. Denn mein Schicksal, das bist du, Marianne! Sprich, bin ich ein so geringer Mann, ist alles was ich errang, so klein, daß du fürchtest, eine Vermählung mit einem Weibe, das eine „Geschichte" hat, könne es mir verderben? Und du hast es gefürchtet!"

„Barmherzigkeit!" stöhnte Marianne, unter den Keulen-schlägen der Wahrheit vergebend.

„Der Ruf eines Menschen — was ist das? Eine trügerische Beleuchtung, welche kunstvolle Bemühung, böse Absicht, widrige Zufälle, günstig oder ungünstig auf ein Wesen lenken. Und du, Marianne, willst dich selbst richten nach dem Schein, der von außen einmal auf dich fiel? Nicht nach dem echten Inhalt deines Lebens? Nein! Ein Weib, das mich liebt, kann so klein nicht fühlen! Laß das den Geringen, Marianne!"

Er rief ihren Namen mahnend, jubelnd, in unsäglichem Leidenschaft. Er riß sie an sich und preßte sie wild an seine Brust. „Ich liebe dich," stammelte er außer sich, „ich liebe dich! Du gehörst mir! Ich lasse mir mein Recht nicht mehr verweigern!"

Und wie himmlische Erlösung kam es in Mariannens gequälte Seele. Erschauernd legte sie ihr Haupt gegen seine Brust, und was seine Lippen stammelten, wiederholten ihr die lauten Schläge seines Herzens.

„Ich will es hören," flüsterte er, „ich muß es hören! So lange habe ich darnach gelehzt. Liebst du mich, Marianne?"

Sie hob ihr Angesicht zu ihm empor und sah ihn an. Ein Beben rann durch seinen mächtigen Körper. So blickt nur die weltvergeßende Leidenschaft. Und ehe ihren Lippen sich das ersehnte Wort entrungen hatte, verschloß er diese Lippen mit seinem Mund.

„War es denn so schwer," fragte er leise nach langem, heißem Schweigen, „sich an diesen sichern Platz zu flüchten? Schien mein Arm dir nicht stark genug?"

Marianne schmiegte sich mit thränenden Augen und lächelndem Mund an ihn.

„Nun bin ich da! Frage nichts mehr. Nur vorwärts wollen wir blicken. O Lothar, der Herbst ist so nahe!"

Sie saßen sich an, sie wußten, daß der kurze Sommer, der ihnen noch beschieden war, reicher sein würde, als mancher Frühling.

„Mein Kind — Lothar, unser Kind!" rief Marianne; „was wird Ottilie sagen!"

Dunkle Rote überflammte ihr Gesicht. Lothar lächelte.

„Wenn ich meine Ottilie recht kenne," sagte er, „wird sie

sich freuen. Und das liebe Mädchen — den Baron wollte sie sogar heiraten! Sie wird sich das leicht ausreden lassen.“

„Komm zu ihr! Wir wollen sie suchen!“

Arm in Arm schritten sie durch die Zimmer, pochten an Ottiliens Thür und bekamen keine Antwort.

„Was ist das . . . sie kann unmöglich schon schlafen,“ sagte Marianne bang, „es mag doch kaum zehn Uhr sein. Ottilie!“

Keine Antwort. Frau Marianne öffnete die Thür. Das Zimmer war dunkel, Ottilie nicht darin.

„So ist sie in der Bibliothek,“ meinte Lothar, „mir ist auch so, als ob deine Anna mir dergleichen zurief.“

Sie gingen über den Korridor; die Diensthofen sahen durch die Glasscheibe in der Küchentür, daß ihre Herrschaft Arm in Arm wie Liebesleute ging, und hätten gewiß Bemerkungen gemacht, wenn Annas Gegenwart, die dergleichen nicht duldet, dies nicht verhindert hätte. Anna selbst schluckte die Kränkung bitter nieder, daß sich offenbar etwas begab, wobei ihre Herrin ohne sie fertig wurde.

Marianne öffnete leise die Thür zur Bibliothek, so leise, daß die drinnen es nicht merkten, so wenig wie daß Marianne und der Professor einige Augenblicke in der schmalen Thüröffnung lauschend standen.

Bleich und matt, die Augen verzweifelt emporgeschlagen, lag Ottilie in einem Sessel, der junge Doktor kniete vor ihr und sprach zu ihr mit bebender Stimme.

„Sei ruhig, Liebling, ach, verzweifle nicht! Ich gehe schon morgen fort — auf ewig — weit von hier — in ein fernes wildes Land. Und wenn du hörst, ich sei gestorben, denke manchmal an mich in deinem Glück. Du wirst glücklich werden, du mußt es. Deine Kindesliebe wird ihren Lohn finden. Der Baron wird dich auf Händen tragen. Ach, so wie ich dich liebe, kann er dich doch nicht lieben! Vergiß mich, Ottilie! Nicht wahr, wenn ich tot bin, dann denkst du wieder an den armen Alfred.“

Ottilie schluchzte herzbrechend auf, neigte sich vornüber und weinte in seine Haare hinein.

„Ich werde immer an dich denken, Tag und Nacht,“ klagte sie.

„Du darfst nicht — du darfst nicht — ich gehe fort . . .“

Marianne trat erschüttert zurück.

„Komm,“ flüsterte sie, „wir wollen ihnen diese Augenblicke nicht entweihen.“

„Wie blind war ich,“ sagte sie dann, „das habe ich nicht geahnt. Was soll daraus werden! Welche neue Sorge!“

„Was daraus werden soll?“ fragte Lothar lächelnd, „das wird sich zeigen. Die kurze Feuerluft des Grams wird ihre jungen Herzen nur fester zusammenschmiebet haben. Aber laß Ottilie nicht mehr weinen!“

An der Thür des Wohnzimmers rief Marianne so laut, als sie wohl für nötig erachtete, daß der Schall bis in die Bibliothek dringe, um die beiden aufzustören: „Ottilie, Ottilie!“

Auf den Ruf guckte zunächst Anna aus der Küchentür.

„Sage dem Fräulein, ich ließe sie sowie Herrn Doktor herbitten,“ befahl Marianne.

Ihr Herz schlug, als solle sie nun doch erst ihr letztes Urteil empfangen. Schweigend erwarteten sie die Tochter, auch Lothar fühlte sich von einem feierlichen Bangen ergriffen.

Ottilie und Alfred standen schon in ängstlicher Bewirrung an der Thür, als Anna mit dem Befehl hereintrat: „Sie möchten alle beide mal nach vorn kommen.“

„Ich auch?“ stotterte Alfred.

„Sie auch,“ sagte Anna und setzte aus eigener Machtvollkommenheit hinzu, „der Herr Professor will Sie noch sprechen.“

„Onkel ist zu Hause!“ rief Ottilie neu belebt. Sie eilten in das Wohnzimmer und hemmten dort plötzlich an der Schwelle ihre Eile, denn es wurde ihnen beiden so angstvoll zu Mut, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Und die Mama und der Onkel standen da so feierlich.

„Mein Kind,“ begann Marianne, „ich will dich um etwas bitten.“

Alfred dachte: „Sie wird Ottilie bitten, den Baron zu heiraten.“ Ottilie stotterte: „Aber ich habe dir doch schon gesagt, daß ich . . .“

„Ich wollte dich bitten,“ sprach Marianne, die Hand Droste ergreifend, „daß du diesen fortan Vater nennst. Wird es dir leicht werden? Wirft du es mir verweigern?“

Ottilie sah wie träumend von einem zum andern; Marianne drückte mit gesenkten Lidern bebend die Hand des Teuren, sie fürchtete sich, nur durch einen Blick in ihrer Tochter Gegenwart die Liebe kundzutun, die in ihr lohte.

„Du wolltest . . . Mama . . . du wolltest . . .“

„Noch einmal einen Gatten wählen? Ja! Kind, nimmst du mich an meines teuren Bruders statt zum Vater an?“ fragte Lothar tief bewegt.

Da kam Leben in Ottiliens Gestalt. Mit einem Jubelruf fiel sie erst ihrer Mama, dann dem Onkel und wieder der Mama um den Hals. Das war echte Freude. Mit heißer Dankbarkeit im Herzen flüsterte Marianne: „Mein teures, selbstloses, edles Kind!“

„Nun und Sie, mein junger Freund,“ sprach Marianne nach einigen Augenblicken, während Ottilie noch lachend und weinend Onkel Lothars Wangen klopfte, „haben Sie keinen Glückwunsch für mich?“

Alfred hatte scheu von ferne gestanden, die glücklichsten und angstvollsten Empfindungen wechselten in seiner Brust. Unsicher trat er nun auf Marianne zu, küßte ihre Hand und murmelte etwas Unverständliches.

„Darf ich mein Regiment gleich antreten?“ fragte Droste.

„Sofort!“ rief Ottilie, „und blinden Gehorsam gelobe ich dir.“

„Nun denn, als erstes väterliches Verbot dies: du wirst den Baron nicht heiraten.“

Anstatt in Jubel und Dank auszubrechen, wandte Ottilie sich um und sah Alfred stumm an. Diese Geberde und dieser Blick sprachen so deutlich von dem, was zwischen den beiden jungen Menschen obwaltete, daß Marianne auch schon ohne die belauschte Scene genug gewußt haben würde.

„Was — was soll denn nun aus dem Baron werden?“ sagte Ottilie stockend. Diese Verlegenheitsfrage entlockte in ihrer köstlichen Naivetät Lothar ein Lächeln. Mit einem Blick auf Marianne antwortete er väterlich: „Ich werde selbst diesen Mann morgen aussuchen und ihm klar machen, daß in einer Stadt, wo wir wohnen, kein Platz für ihn ist.“

Alfred und Ottilie wurden immer verlegener.

„Dann . . . dann,“ begann Alfred; aber er konnte wirklich nicht mehr herausbringen und so schloß er geschwind: „dann kann ich nun wohl nach Hause gehen?“

Der Professor reichte ihm die Hand.

„Ich möchte Sie um etwas bitten. Aber erst morgen früh — morgen früh — es ist besser so. Gute Nacht.“

Alfred benahm sich sehr auffallend, er ging hinaus, ohne Ottilien oder Mariannen gute Nacht zu sagen; indes schien es niemand aufzufallen, denn niemand machte eine Bemerkung darüber. Ottilie weinte wieder leise in ihr Taschentuch und fragte, ob sie zu Bett gehen dürfe. Sie kam sich mit einemmal grenzenlos verlassen vor, trotz der liebevollen Gutenachtküsse ihrer Eltern.

Weinend rief sie nach Anna, um sich entkleiden zu lassen, und während ihr die treue Jungfer das rosa Mieder aufschürzte, schluchzte sie immerfort.

„Ach das Leben ist zu schwer.“

„Um Gotteswillen, Fräulein, was ist passiert?“

„Mama wird dir heute Abend gewiß noch eine große Neuigkeit mitteilen.“

„Ah,“ sagte Anna, dem Fräulein die Schuhknöpfe lösend, „ich kann mir schon denken! Wenn der Herr Professor Ihr Papa wird, holt er gewiß das Blaue vom Himmel herunter, um Ihnen Freude zu machen. Der ist so gut! Ach, meine liebe Gnädige.“

Anna wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Ich weine ja nicht deshalb!“

„Weshalb denn?“

„Ich weiß es nicht . . .“ und ihre Thränen flossen stärker. — Weinend wie ein Kind ging Ottilie zuletzt in den Schlaf hinüber, und als Marianne noch spät an das Lager ihrer Tochter trat, hörte sie diese noch im Schlummer zuweilen aufschluchzen.

Doktor Alfred Moscheles ging die halbe Nacht in den Straßen spazieren und brachte es auch in all dieser Zeit nicht fertig, die ungeheure Veränderung zu begreifen, welche mit der ganzen Welt und speziell mit ihm vorgegangen, seit er und Ottilie sich geküßt. Ganz entschieden: die Welt war kleiner, er aber war größer geworden. Sonst hatte er alle Dinge unter diesem Sternenzelt mit einer kühl zerlegenden, kritischen Objektivität und doch bescheiden betrachtet, und sich als winziges Glied in der Reihe aller Erscheinungen gefühlt — dies war offenbar irrig gewesen, heute Nacht ward ihm die ganze Reihe der Erscheinungen höchst schattenhaft und nur sein Ich, im unlöslichen Verein mit jenem andern gewissen Du, dächte ihm als Eritenz beachtenswert.

Im Kaufgefühl seiner Souveränität ging er endlich schlafen, um am anderen Morgen als der ratlosesten Sterblichen einer aufzuwachen, während — wunderliches Wechselspiel — Ottilie zur gleichen Zeit sich frei von allem Kummer, in hohem Frohsinn von ihren thränenbenetzten Kissen erhob.

Alfred erinnerte sich, daß der Professor ihn um etwas habe bitten wollen: vielleicht darum, daß Alfred sich nach einer anderen Thätigkeit umsehen möge, oder um irgend etwas anderes Schreckliches. In seinen schwarzen Vorstellungen wurde er durch den Besuch des Oberstleutnant Lehnen unterbrochen.

Der alte Offizier sah ernst und überwacht aus.

„Vergeben Sie die frühe Stunde meines Besuchs,“ sagte er, Alfred herzlich die Hand drückend, „die Sorge treibt mich her. Sie begreifen, daß ich schwere Gründe genug habe, nach dem weiteren Verlauf des Abends mich zu erkundigen. Und ich wollte Sie noch einmal bitten, die Affaire mit Herrn von Kallmann nicht weiter aufzurühren, sondern sich mit der Revolverung jenes Herrn zu begnügen. Auch Herr von Kallmann, den ich gestern Abend spät noch zu treffen wußte, ist ganz bereit, Ihre beleidigenden Ausdrücke als ungeschicklich zu betrachten. Meine Worte, die unglückliche Zeugenschaft des Fräuleins haben so erst an Herrn von Kallmanns Gemüt gerüttelt, daß er bekennt, eine Lehre fürs Leben empfangen zu haben. Er bestätigte mir auch, daß der Vorfall durchaus geheim blieb, und daß Frau und Fräulein von Droste nach allgemeiner Überzeugung nicht in der Gesellschaft erschienen, weil das Fräulein unpäßlich geworden.“

„Beruhigen Sie sich, verehrter Herr Oberstleutnant, ich werde nichts in der Sache mehr unternehmen.“

„Ich danke Ihnen,“ rief der Oberstleutnant erleichtert, „ich danke Ihnen im Namen der beklagenswerten Frau.“

„Nicht mehr beklagenswert,“ sagte Alfred, der glaubte hier offen sein zu dürfen, „gestern Abend noch hat Professor von Droste von Frau Marianne das Jawort bekommen. Sie werden sich gewiß sehr bald heiraten.“

„Welche glückliche Botschaft! Siebt es eine stolzere und vollständigere Rechtfertigung für Frau Marianne! Sie vermählt sich dem Bruder ihres Gatten!“ rief Lehnen. „D, wenn Sie einmal glauben, es wagen zu dürfen, sprechen Sie ihr von meiner Freude darüber.“

Der Besuch dieses trefflichen Mannes, für den Alfred

die höchsten Sympathieen hegte — sah er doch in ihm ein Opfer der verschobenen Ehrbegriffe eines Raftengeistes, sah er doch, daß Lehnen nie das durch ihn gefallene Leben verschmerzen würde —, der Besuch dieses trefflichen Mannes gab Alfred ein wenig seine äußere Fassung zurück. Nachdem Lehnen gegangen, machte er sich auf den Weg nach der Ludwigstraße.

Der erste Schnee wirbelte durch die Luft und fiel als zerrinnende Masse auf die Straßensteine. Alfred kam, den zugeklappten Regenschirm unter dem Arm, ganz durchfeuchtet in der Wohnung an und wäre wahrscheinlich naß, mit schmutzigen Füßen, samt seinem Regenschirm in die Bibliothek gegangen, wenn Anna ihn nicht festgehalten und erst wieder in einen manierlichen Zustand gebracht hätte, wobei sie sagte: „Die Herrschaft ist vorn. Sie möchten doch vorn mit frühstücken.“

Bei seinem Eintritt fand er die Damen in den bekannten weißwollenen Morgenkleidern; es schien, als ob diese Stunde an jene erste Morgenstunde in Kochel anknüpfte, sogar häfelte Ottilie wieder an einer blauen Börse, nur daß sie heute, erglühend, das Gesicht so tief über dieselbe senkte, als sei sie über Nacht ganz kurzichtig geworden. Lothar von Droste sah mit einem so strahlenden Gesicht neben Marianne, daß Alfred ein seltsames Gefühl von Neid hatte. Und dies gab seinem Auftreten beinahe einen Anstrich von Trost.

„Sie wollten mich um etwas bitten,“ sagte er, unerklärlicher Weise mit dem Ausdruck der Bitterkeit, „soll ich etwa nach Paris reisen, um mit Professor Chatard persönlich wegen seiner neuen Entdeckung zu sprechen? Ich bin bereit.“

Er war überzeugt, daß man die Absicht habe, ihn an den Nordpol oder zu den Patagoniern zu senden.

„Nein, mein Freund,“ sprach Droste sich erhebend, „nach Paris reise ich morgen selbst ab, nachdem wir heute überall Besuche gemacht haben werden. Ich reise indes weniger um mit Chatard über seine neuen phrenologischen Experimente am Hundeschädel zu sprechen, sondern um Mariannen Zeit zu geben, die neue Hausordnung vorzurichten. Meine Bitte ist,“ hier ergriff er Mariannens Hand, „könnten Sie sich entschließen diese — Mutter zu nennen?“

Er brauchte dieselben Worte, welche Marianne gestern Abend gesprochen. Ottilie fuhr auf. Alfred legte mit zurückgezogenen Ellbogen beide Hände gegen die Brust, sah den Professor groß an und fragte: „Ich?“

„Sie, Alfred,“ rief Droste froh, „ich gebe Ihnen hiermit Mariannens und meine Erlaubnis, an unserm Hochzeitstage, welcher in drei Wochen sein wird, feierlich um unsere Tochter Ottilie zu werben. He — Ottilie, was meinst du, bekommst er einen Korb?“

Nein, den bekam er gewiß nicht, zunächst aber bekamen Onkel Lothar und die Mama von den Beiden genug Küsse und Händedrucke. Dann faßte Alfred zaghaft Ottiliens Händchen — sie sahen sich sehr selig an; mehr Äußerungen ihres Glückes zueinander wagten sie in Gegenwart der Eltern nicht.

„Wie ist's denn, mein Sohn,“ fragte Droste nachher wohlgelaunt, „Sie können doch eine Frau ernähren?“

„D ja,“ sagte Alfred überzeugt, „ich verdiene durch meinen Gehalt bei Ihnen, Herr Professor, und meine Arbeiten für Fachblätter, sowie durch die Übersetzungen französischer Sachen für deutsche Journale mehr als viertausend Mark im Jahre, und meine Großeltern brauchen so wenig. Und da Ottilie ja nur Filzhüte . . .“ er stockte, mit Zentnerlast fiel die Erinnerung an den Federhut von der Wachtparade auf seine Seele. So können die leichtesten Gegenstände die schwersten Eindrücke hinterlassen.

Marianne wollte eine sorgenvolle Bemerkung machen, aber schon rief das junge Mädchen, voll Bewunderung die Hände zusammenschlagend: „So viel Geld! Alfred, wie klug du bist, und wie man dich schon anerkennt! Das ist ja mehr, viel mehr, als man zum Leben nötig hat.“

„Lassen wir den Kindern ihre köstliche Unbefangenheit,“ flüsterte Lothar, „und an Ottiliens Hochzeitstag tritt ihr dein Vermögen ab, ich habe genug für uns beide.“

Obgleich Alfred nur erst das Recht bekommen, in drei Wochen um Ottilie zu werben, flüsterten sie doch später schon sehr vertraulich in der Fensternische zusammen, während der Professor Mariannen erklärte, daß er darauf bestehe, mit Hilfe von Herrn und Frau Dondorf am Vorabend ihrer Hochzeit eine großartige Festlichkeit zu geben; nachher solle Marianne ihren Willen haben und so zurückgezogen leben, als es ihr befehle. Marianne verstand ihn und fügte sich.

„Eins, Liebling,“ flüsterte Alfred unterdessen, „eins weißt du, glaube ich, noch nicht.“

„Was denn?“

„Meine Großeltern gehen in die Synagoge,“ sagte er, sie scharf ansehend.

„Ach,“ rief Ottilie erstaunt, küßte ihn auf den Mund und sprach: „wie seltsam das ist: deine Großeltern gehen in die Synagoge; Mama geht selten in die Kirche, aber dafür viel in die Hütten der Armut; Onkel und du, ihr schreibt herrliche Bücher, welche die Menschen weiser und besser machen; ich, siehst du, ich mußte heute in der Frühe dem lieben Gott danken für all das Glück und dafür, daß du mich lieb hast, und da lief ich in die nächste Kirche. Es war eine katholische, und ich bin protestantisch, aber ich konnte so tief, so schön beten, daß ich noch glücklicher im Herzen wurde.“

„So dienen wir alle der ewigen Gottheit, wenn auch in verschiedenen Formen,“ sagte Alfred.

„Und doch haben wir wieder alle eine gemeinsame Form,“ sprach Lothar von Droste, der mit Marianne hinzutrat, „es ist die Liebe, die wir untereinander und zu unsern Mitmenschen hegen wollen.“

Die englischen Rasenballspiele.

III. Lawn-Tennis.*

Dieses in England neuerdings und aus schon angegebenen Gründen in so überraschender Weise in Aufnahme gekommene Spiel wird, wenn auch die dabei benutzten Bälle keine Federn haben, im wesentlichen nach dem Prinzip des Federballs betrieben. Indem es eine große Gewandtheit und schnelle Reflexfähigkeit des Auges und der Hand erfordert, gewährt es dem weiblichen Geschlechte eine ähnliche Übung wie das Fechten der männlichen Jugend. In England wird es mit Vorliebe von zwei oder vier Paaren, jedes derselben aus einer jungen Dame und einem männlichen Adjunkt bestehend, gespielt; es wird aber auch in der Weise technisch streng betrieben, daß mehrere Virtuosen in der Handhabung der Balkelle sogar Rundreisen machen und vor Tausenden von Zuschauern Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen. Lawn-Tennis ist das einfachste, aber zugleich die größte Übung voraussetzende der Rasenballspiele. An sich simpel, gewinnt es erst durch die Intensität des Betriebs Interesse. Sein Reiz beruht auf unermüdlicher Aufmerksamkeit. Es bildet eine Schule der Ausdauer und Charakterzähigkeit, so gut wie es dem Körper und

tend gefärbter Strick gezogen wird, dient nun dazu, das eingekreidete Gebiet in zwei gleich große Felder für die einander fechtenden Parteien zu teilen. Das Netz soll in der Mitte $\frac{3}{4}$, nach den Seiten hin $1\frac{1}{4}$ Meter über den Erdboden sich erheben und muß für die Bälle undurchlässig sein. Es wird über zwei außerhalb des Spielplatzes stehende Pfähle gespannt und am Erdboden eingepflockt. Über dieses Netz nun wird der Ball hin- und zurückgeschlagen, so daß er stets innerhalb des feindlichen Feldes zu Boden kommt. Jedes Mißlingen dieser all-einigen Aufgabe ist ein Fehler, der als stroke oder point der „Spielpartei“ gut gerechnet wird, oder falls diese selbst den Fehler beging, diese, ohne weiter gerechnet zu werden, vom Spiel bringt. Die andere Partei übernimmt dann den Aufschlag und zählt die von der Gegenpartei gemachten Fehler, bis ihr selbst wieder ein Accident passiert.

Etwas verwickelter wird das Spiel durch die Einteilung der Felder in vier Höfe, welche für das jedesmalige „Aufschenten“ zu Anfang und nach jedem Fehler, für die Stellung des Aufschenters maßgebend sind. Und diese Höfe werden ebenfalls durch Linien markiert. Der „Aufschenter“ wirft den Ball zuerst in die Luft und schlägt ihn dann über das Netz hinweg, so daß er innerhalb des diametral gegenüberliegenden Hofes oder Viertels des Feindes zur Erde gelangt. Als dann ist der Ball „im Gange“ und kann irgendwo innerhalb der äußeren Umfangslinien des gegnerischen Feldes zur Erde kommen. Ein auf die Grenzlinie fallender Ball gilt noch als korrekt. Wird endlich ein Fehler gemacht, so muß aufs neue aufgeschent, der Ball in Gang gebracht werden. Der „im Gange“ befindliche Ball kann aus der Luft — ohne zuvor die Erde berührt zu haben — zurückgeschlagen werden; kein Spieler darf aber das Netz berühren oder den Ball zurückschlagen, ehe derselbe das Netz überflogen hat. Auch darf niemand den Ball selbst, außer beim Aufschenten, mit der Hand oder mit der Kleidung, also anders als mit der Kelle berühren. Auch lawn-tennis ist in erster Linie ein Parteispiel, wobei die eine Seite ihre Innings oder hands in hat, die andere hands out. Jene werden nach Analogie des Cricketspiels server, diese striker genannt. Wir sagen „Spieler“ und „Gegner“. Wer zuerst als „Spieler“ eintritt, wird durch „toss-up“ entschieden, und dieselbe Prozedur entscheidet über die Wahl der Seite. Besteht jede Partei aus vier Personen, so übernimmt jede eines der vier „Felder“ (courts), besteht jede Partei nur aus zwei Personen, so nimmt die eine die beiden Felder rechts, die andere die links. Jeder Spieler muß aber auf jeder Stelle des Feldes zur Hand sein, falls ein Ungechid oder Accident den Partner verhindert, den Ball korrekt zu behandeln. Der „Spieler“, oder vielmehr der „Bedienende“ (server) hält in der einen Hand den Ball, in der anderen den Ballschläger. Er ruft „Achtung“ („play“) und bezeichnet den gegnerischen „Hof“, in welchen er den Ball schleudern will, und indem er den Ball in die Höhe wirft, schlägt er ihn mit dem Racket diagonal über das Netz weg, den „Gegnern“ zu. Der Ball muß das erstemal den Boden einmal — und nur einmal — berührt haben, später dagegen steht es beiden Parteien frei, ihn entweder im Fluge (per volly), oder nach einmaligem Berühren des Bodens beim Wiederaufprallen zurückzuschicken. Ebenso ist es nur beim „ersten“ Ball (service-ball) erforderlich, daß er von einem bestimmten Orte aus geworfen und in einen bestimmten Hof gelangen muß; jeder andere Ball ist „gut“, so lange er innerhalb der Grenzen des eingekreideten Gebietes zur Erde kommt. Die inneren Linien, die Aufschent- oder service-lines, haben im wesentlichen nur für den jedesmaligen service- oder ersten Ball Bedeutung. Der „Werfer“ (server) nimmt nämlich auf dieser seinen Stand, und zwar so, daß er einen Fuß oberhalb der inneren Quer- oder Wurf- linie, genau auf der sie durchschneidenden mittleren Längs- linie, den anderen unterhalb der Wurf- linie in einem der vom

Netz entfernteren, auch: „Basenhöfe“ hat. In neuerer Zeit wird der „erste“ Ball aber auch von der Grund- oder Basen- linie (base line) aus gemacht. Die „Spieler“ zählen einen Point, wenn der Gegner den „ersten“ Ball gleich im Fluge zurückschlägt, wenn er ferner irgend einen Ball so zurück- schlägt, daß derselbe entweder auf seiner Seite des Netzes oder außerhalb der Spielgrenzen den Boden berührt, wenn er dem Ball mehr als einen Schlag mit dem Racket versetzt, ihn mit irgend einem Körperteil oder Kleidungsstück berührt, ihn „fallen“ läßt, d. h. überhaupt nicht zurückschlägt, oder erst nachdem er mehr als einmal den Boden berührt hat. Die Spieler werden „aus“, wenn der „Werfer“ seinen Ball, nach- dem er ihn in die Höhe geworfen, mit dem Schläger nicht trifft oder ihn nicht in den von ihm annoncierten Hof schlen- dert, falls ihm dies auch nach einem zweiten Versuche nicht gelingt, und im übrigen in all' den Fällen, in welchen auch dem Gegner ein Fehler gerechnet werden würde. Das bloße Berühren des Scheideneetzes oder der Stangen ändert im übri-



den Sinnen Übung bietet. Auch bahnt es einen liebenswür- digen natürlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern an und hat hierin dem Croquetspiel fast völlig den Rang abgelassen. Eine Kenntnis desselben ist dieser großen Beliebtheit wegen jedermann unentbehrlich, der sich in England „unentbehrlich“ machen will, namentlich also auch den deutschen Gouvernanten.

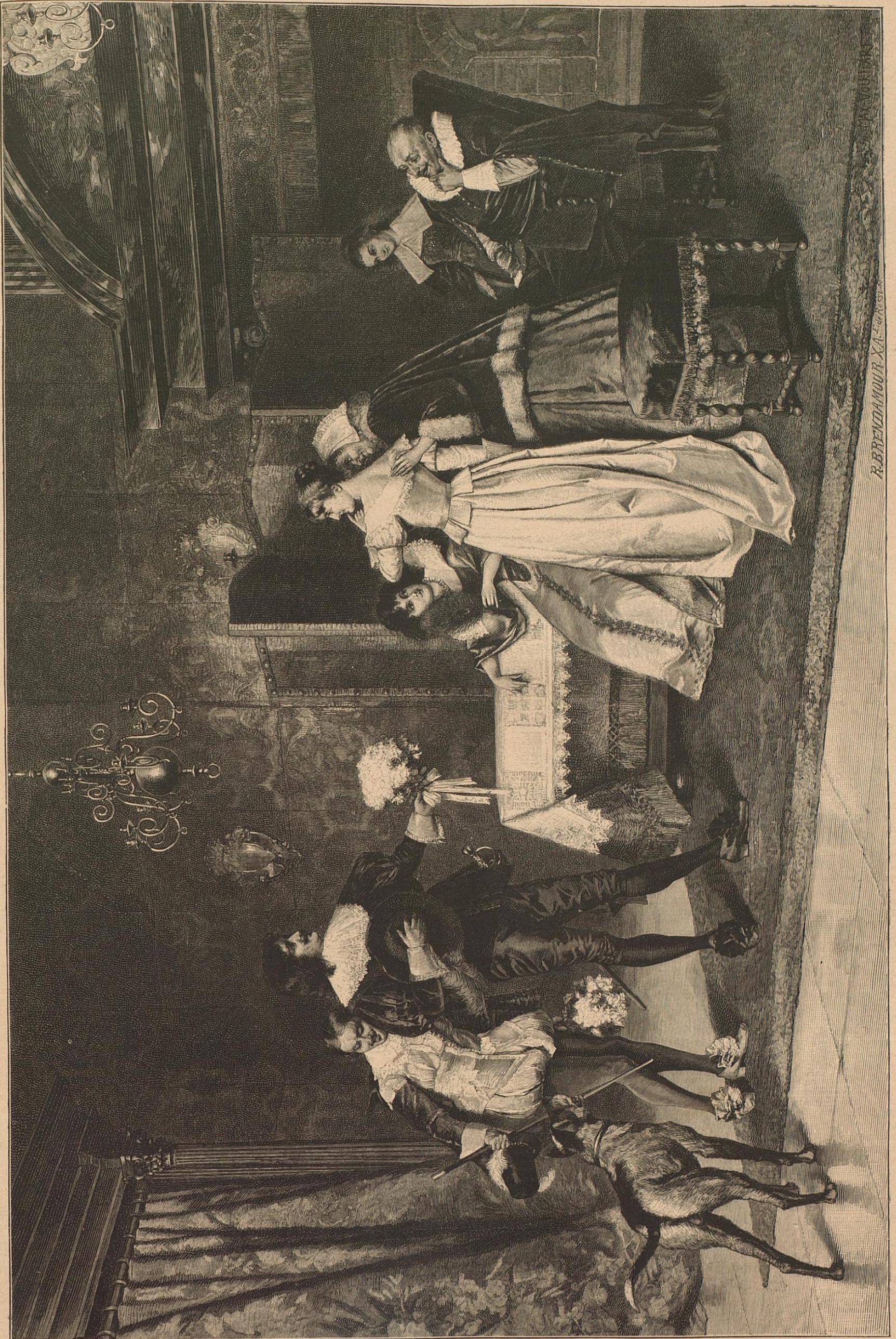
Der Name dieses Spiels ist aus dem französischen oder normännischen tenez (gleich: fange) entstanden, und als deutsche Benennung dürfte sich „Hof-“ oder „Netzball“ am meisten empfehlen.

Der Spielplatz wird in Form eines Rechtecks durch zwei Seiten- und zwei Grundlinien, welche mit dünnem Kreidebrei mittels eines breiten Maler- pinsels aufgetragen oder durch einen Rasenscheerer im Lawn (Gartengrasplatz) sichtbar gemacht werden, deutlich markiert, und da der Ball oft über die Grenze steigt, so muß noch rings um den Spielplatz freier Raum übrig bleiben. Die Länge desselben beträgt nach den Vor- schriften des All-England- Tennisclub 24, die Breite $8\frac{1}{2}$ Meter; bei drei oder vier Spielern erfährt diese aber in geeigneter Weise nach den beiden Enden des Rechtecks hin in ge- brochener oder schräger Li- nie eine Erweiterung auf 11 Meter. Die Bälle sind von Gummi und hohl. Sie haben 6—7 cm im Durchmesser und wiegen gegen 50 Centigramm; Haltbarkeit und Elastizität gewinnen sie durch Ein- nähen in dünnes Leder. Die Schläger (Rackets) gleichen den beim Feder- ballspiel gebräuchlichen, sind aber stärker und meist mit Darmsaiten bezogen. Ein Netz, bestehend aus grob- maschigem Fiset, durch dessen oberen Rand ein hellleuch-

gen nichts an der Korrektheit eines Balles. Und wenn einer der beiden Parteien einen „falschen“ Ball „aufnimmt“, oder auch nur den Versuch macht, einen „falschen“ Ball „anzuneh- men“, so wird der Ball dadurch „gut“. Diese letztere Regel behält selbst bei einem an sich fehlerhaft aufgeschentem „ersten“ oder service-ball ihre Gültigkeit. Und auch wenn der einmal angenommene Ball schließlich außerhalb der Spielgrenzen fällt, so zählt dies alles als ein „Fehler“ derjenigen Partei, welche nach dem Ball geschlagen hat, ohne ihn zu treffen. Man rechnet des besseren Ausdrucks wegen z. B. in England nach Zahlen, 15, 30, 40 und 50 für die vier Fehler. Auch versteht man sich wohl mit einer größeren Anzahl von Bällen und läßt dann die verfehlten Bälle im gegne- rischen Hofe als Zeugen der gemachten Points bis zum Ende der Partie liegen. Besser noch ist es, einen Schiedsrichter, der zugleich Rechnung führt, ins Spiel zu ziehen. Wenn beide Par- teien gleichzeitig eine gleiche Zahl von Points gewonnen haben, so „steht“ das Spiel, und der nächste Fehler wird der Spielpartei nur „for love“ oder als Vorteil ge- rechnet. Erst zwei hinter- einander gewonnene Bälle bringen in solchem Falle die Entscheidung. Sechs Spiele machen eine Partie, und nach jeder Partie wechseln die Spieler die Seiten. Vorzüglichstes Erfordernis für den Spieler ist es, daß er den Ball auf irgend eine Weise über das Netz zurück- schlägt. Die Unehre, einen Ball zu verfehlen, ist immer noch größer, als die Ehre, einen „feinen Ball“ gemacht zu haben. Auch sei der An- fänger davor gewarnt, den Ball stets im Fluge auf- fangen zu wollen; mancher Ball würde sonst über die Grenze gehen und dem Gegner als Fehler angerech- net werden.



* Schluß-Artikel. Vergl. Cricket (S. 267) und Croquet (S. 310).



Die Grafenanten. Nach dem Originalgemälde von Max Volkhart. (Vgl. S. 376.)

Eine Wanderung durch die Budapester Landesausstellung.

III. Das rote Kreuz.*

Die werththätige Menschenliebe drückt der Neuzeit einen Stempel auf, der sie von allen vergangenen Jahrhunderten eigentümlich unterscheidet. Wir, die wir das Schöne und Gute miterleben, das edle Herzen unermüdlich schaffen, es in nächster Nähe sehen, gerne skeptisch betrachten, ja oft mit dem Auge des Mißtrauens betrachten, das selbstliche Beweggründe hinter den edelsten Handlungen sucht, haben eigentlich kein rechtes Urtheil über die große humanitäre Bewegung, die gegenwärtig in aller Herren Länder namentlich die mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft ergriffen hat. Doch unsere Kindeskinde, die von weiter Ferne auf uns zurückblicken, werden notwendig glauben müssen, das herrliche Wort Christi: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ sei zu unserer Zeit zur lebendigen Wahrheit geworden, und das rote Kreuz wird ihnen gleichsam als das Symbol jener denkwürdigen Epoche erscheinen, welche die Barmherzigkeit so schön verklärte.

Trotz alles modernen Scepticismus verfehlt eben dieses Symbol auch auf unsere Zeitgenossen seine tiefe, bedeutungsvolle Wirkung nicht. Davon können wir uns auch auf unserer Landesausstellung überzeugen, so oft wir den einfachen, von Zelten umgebenen Pavillon des ungarischen Vereins „vom roten Kreuze“ betreten, der alles enthält, was männliche Thätigkeit und Frauenmilde erforschen und geschaffen, um Schmerzen zu lindern und Wunden zu heilen. Es ist dies einer der besuchtesten Pavillons der Ausstellung, und still, beinahe andächtig schreitet die Menge durch diesen schlichten Tempel der Menschenliebe, dem die herrlichsten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft doppelten Wert verleihen. Wahrlich, beugen müssen wir uns vor dem Vereine, der in kurzen paar Jahren so auszeichnetes geschaffen und die Krankenpflege in unserem Vaterlande auf ein Niveau heraufgebracht hat, dem alle ärztlichen Autoritäten, alle Sachverständigen des In- und Auslandes, welche die Ausstellung bisher besichtigten, aufrichtige Bewunderung zollen.

Der ungarische Verein „vom roten Kreuze“ ist noch jung. Zur Zeit des bosnischen Feldzuges, wo so viele Frauen für ihre Männer, so viele Mütter für ihre Söhne zitterten, scharten sich kraftvolle Frauenherzen um unsere Königin Elisabeth und suchten Erhebung in dem großen Werke, dem die hohe Frau mit ihrem Protektorate zugleich den Erfolg sicherte. Es bildete sich ein Central-Frauenhilfsverein, ursprünglich zu dem Zwecke, für die in Bosnien und der Herzegovina kämpfenden Soldaten und deren zurückgelassene Familien Liebesgaben zu sammeln. Die Frauen hatten den Impuls gegeben, nun traten auch einflussreiche und bedeutende Männer hinzu und so entstand nachher unter dem Protektorat des Königs und der Königin „der Verein vom roten Kreuze in den Ländern der Krone Ungarns“, der unter dem Präsidium der Frau Gräfin Livia Zichy und des Grafen Julius Karolvi immer mehr Konsistenz und Lebensfähigkeit gewann und seine legenden-volle Wirksamkeit glänzend behätigte, so oft Unglücksfälle unser Vaterland heimsuchten. Doch das schönste Denkmal, das sich derselbe selbst gesetzt, ist das neuerbaute großartige Hospital, das den Namen der erlauchten Protektorin des Vereins trägt und zur gleichmäßigen Ausbildung von Krankenpflegerinnen bestimmt, im Frieden 120, im Kriegsfalle jedoch 800 Kranke aufnehmen kann.

In der Nähe der Donau und zugleich des malerischen Diner Gebirges gelegen, von Gärten und schönen Anlagen umgeben, bietet das Elisabethhospital, diese schöne Stadt der Kranken, den Vorteil gesunder, frischer Luft und freundlicher, herzerhebender Fernsicht. Die Anzahl und Bauart der dazu gehörigen Gebäude ist geradezu imposant und die Einrichtung derselben ebenso vollständig als zweckmäßig. Ja, es weht ein Hauch anheimelnder Gemüthlichkeit durch die glänzend reinen Räume, der unendlich beruhigend auf das Gemüt des Leidenden wirkt und sein Herz mit dem Gefühle sicherer Geborgenheit erfüllt. Ein Krankenzimmer wie diejenigen des Elisabethhospitals ist in vielen Fällen halbe Heilung, da die meisten Kranken selbstverständlich doppelt empfänglich sind für ihre Umgebung. Die außerordentliche Zweckmäßigkeit des Institutes erhöht noch ein Isolirpavillon für epidemische oder akut-infektöse Kranke, sodann aber ist es durch zahlreiche Baracken zu ergänzen, die im Kriegsfalle 680 Verwundete bequem aufnehmen können.

Reich ausgestattet mit allem was Wissenschaft und Industrie in Bezug auf Hygienik und Krankenpflege in neuester Zeit zweckdienliches produziert haben, konnte das Hospital natürlich eine Ausstellung liefern, wie sie vollständiger kaum denkbar ist. Die grauen Zelte mit dem roten Kreuz, die sich so malerisch im frischen Grün des Parkes ausnehmen, enthalten unendlich viel des Interessanten; das Interessanteste jedoch bleibt der Pavillon selbst, der an und für sich ein prächtiges Ausstellungsobjekt, ein für 41 Betten einrichtbares Barackenspital darstellt. Gegenwärtig ist ein Flügel desselben dem k. ungarischen Landwehrministerium behufs Ausstellung von Ausrüstungsgegenständen überlassen.

Links von diesem ersten Saale befindet sich das kleine Zimmer des Arztes, dessen Hauptmöbel aus dem riesigen Lederkoffer besteht, der alle jene Werkzeuge, Bandagen und Arzneien enthält, die zur schnellen Hilfe in Kriegszeiten dienen. Daneben befindet sich ein vollständig eingerichtetes Operationszimmer mit eigentümlich konstruiertem Operationstisch, dessen Form, Höhe und Richtung nach Bedarf regulierbar ist. Ein zweckmäßiges Badezimmer, eine Küche en miniature, sowie ein Zimmer für Pflegerinnen folgen. Neben letzterem befindet sich eine Krankenstube 1. Klasse, wie sie im Hospital für bemittelte Patienten zur Verfügung stehen. Die Einrichtung ist einfach und komfortabel; besonders praktisch erscheint das eiserne Bett mit dem die Federn-Matratze ersetzenden Drahtnetz, das leicht zu reinigen und dabei dauerhaft ist. In derselben Stube steht noch ein Bett mit einem Dr. Hasejcher Krankenheber, dieser so wohlthätigen Vorrichtung für Operationen, die kein Glied bewegen dürfen. Groß und verschieden ist auch die Anzahl der zum Transport von Verwundeten bestimmten Betten, die ein Rettungssattel für die Berggegenden verwundeten Krieger vervollständigt. Menschenkraft vermag nicht die Verwundeten über Berggründen zu tragen, Wagen kommen

da nicht fort, nur das Gebirgspferd führt sicher über die gefährlichsten Stellen hinweg. Auf solch einem Pferd wird nun der Rettungssattel befestigt, der provisorisch verbundene Verwundete darauf geschnallt und über Berg und Thal möglichst schmerzlos in die nächste Ambulance transportiert.

In einem kleinen Saale befinden sich die Lehrmittel für Pfleger und Blessiertenträger. Ringsum stehen Kranken-transportwagen en miniature. Praktisch ist ein improvisiertes Tragbett, aus zwei nebeneinander gelegten Gewehren, mit einer Uniform umknüpft. Interessant fanden wir zwei Rettungskästchen des Samaritaner-Vereins in Kiel, nach Professor Esmarck's Vorschlägen ausgerüstet.

Neben dem Hauptpavillon befindet sich die Muster-Ambulance mit ihrer mannigfachen Ausrüstung, ihren reichhaltigen Körben und Kistchen.

Was die Rettungs- und Transportwagen betrifft, existiert schwerlich eine Erfindung auf diesem Gebiete, die nicht in bester Ausführung vertreten wäre. Ganz besonders interessierten uns die beiden Fourgonwagen, die der „Deutsche Orden“ dem Verein zum Geschenke gemacht. Auch praktische inländische Erfindungen verdienen schon ihrer Neuheit wegen Beachtung. So ein Wirtschaftswagen aus der Karpathengegend (Tarantas), eingerichtet zum Transport dreier Verwundeter, sowie ein Sandläufer aus dem Pester Komitat, ebenfalls zum Transport von Verwundeten geeignet.

Natürlich enthält unser kurzer Bericht nur einzelne Hauptmomente der Ausstellung. Es würde viel zu weit führen, wollten wir eine nur halbwegs detaillierte Beschreibung der hier aufgehäuften tausenderlei verschiedenen Objekte liefern, die an und für sich unscheinbar, durch ihre wohlthätige Bestimmung tiefe Bedeutung gewinnen. Doch bietet kaum ein zweiter Pavillon der Ausstellung so vollständigen Stoff zu eingehendem Studium, namentlich für solche, die sich für das Thema desselben interessieren oder selbst auf diesem Gebiete thätig sind.

Wir wollen nur noch erwähnen, daß zahlreiche angefertigte Mappen, Abbildungen und Broschüren die fortgeschrittene Thätigkeit und rasche Verbreitung des Vereins verbildlichen und erzählen. Wir ersehen mit Freude, daß derselbe bereits in den meisten größeren Städten Ungarns Filialen hat und ein Vermögen besitzt, das sich gegenwärtig auf nahezu zwei Millionen Gulden beläuft. Sehr viel hat hierzu die Energie und Beharrlichkeit der ausgezeichneten Präsidentin, Frau Gräfin Livia Zichy beigetragen, deren rastlose Thätigkeit von einem Komitee unterstützt wird, das aus den einflussreichsten Damen des Landes zusammengestellt ist. Ihr zur Seite steht der Kurator des Vereines, Herr Emerich v. Zvanka, der zu allererst die Errichtung des Elisabeth-Hospitals beantragte und unermüdlich zur Ausführung des großartigen Werkes beitrug, das eine der edelsten Zierden unserer Hauptstadt bildet.

Janka Wohl.

Unsere Bilder.

Damenporträt. Studie von Menzler. Der Name dieses Künstlers ist noch ziemlich unbekannt; in keinem Künstlerlexikon und keinem Ausstellungs-katalog der letzten Jahre haben wir ihn gefunden. Fast wäre man versucht, ihn für den einer Künstlerin zu halten. Es ist manches in dem von ihm gemalten „Damenporträt“, was zu dieser Meinung bestimmen könnte. Karl Becker in Berlin hat unter den deutschen Künstlern seit fünfundsiebzig Jahren mit besonders glücklichem populärem Erfolge häufig derartige schöne weibliche Brustbilder und Halbfiguren, in eine reiche malerische Tracht maskiert, gemalt und damit Schule gemacht. In Düsseldorf, Wien, München, Berlin hat er zahlreiche Nachfolger gefunden. Auch dies Damenporträt weist auf solche Schöpfungen jenes Berliner Meisters als Vorbild hin, wenn die Behandlung, besonders des Nieders und des Schmucks auch eine andre Schule verrät und viel mehr Freude an der ziellichen Ausführung des Details, als an der breiten auf die farbige Gesamtwirkung ausgehenden Manier Beckers bekundet. Dieser freilich entspricht desto mehr die Malerei des Kopfstüchs, welches das ganze Haupt umschließt und nur das liebliche Antlitz mit den großen, dunkeln, lächelnden Augen frei läßt. Daß wir in ihm das Gesicht einer modernen, nur in diese Tracht maskierten Schönen sehen sollen — darüber läßt uns der Maler nicht im Zweifel. Mag sie es doch nicht lassen, selbst unter jenem Kopfstuch hervor, die Vorderhaare über die Stirn herein kraufen zu lassen, was jeder Tochter des 16. wie des 18. Jahrhunderts ein Gräuel und eine Verunzierung ihres Antlitzes erschienen wäre, deren sich nicht eine schuldig gemacht hätte.

Die Gratulanten. Gemälde von Max Volkhart. Die Blumen von der Aue und vom wilden Busch sind sicher die älteste Art des weiblichen Schmucks gewesen. Die Mädchen der prähistorischen Zeit, welche noch von den Künsten des Lebens und Sticksens so wenig wußten, wie die Männer von denen der Gewinnung und Bearbeitung der Metalle und Steine zu Schmuckgegenständen, werden zweifellos bereits verstanden haben, daß eine Blume sie puht und wie man Kränze windet, um sie auf's Haupt zu setzen. Der liebende Jüngling hat eben so gewiß schon in den uralten Epochen der Menschheit das Schönste auf den Fluren gesucht, womit er seine Liebe schmückte, und auch wohl schon die Kunst gekannt, durch die ihr gereichten Blumen zu sprechen, auszudrücken, was er leidet und was er hofft. Die Menschen und die Blumen sind andere geworden. Mehr und mehr haben sie sich verfeinert. Die Kultur hat an beiden Wunder vollbracht. Wir haben gelernt, die künstlichsten und kunstvollsten Schmuckgegenstände aus Gold, Edelstein, Perlen, Korallen und Emaille anzufertigen, die prächtigsten Stoffe zu weben, die edelsten Spitzen zu klüppeln und zu sticken, — lauter Dinge, mit deren Überreichung wir sicher sein dürfen, der Liebsten Herz zu erfreuen und das Erblichen keimender Reigung kräftig zu fördern. Aber der Strauß, den wir gewunden, oder von geschickteren Händen winden ließen, bewahrt noch immer seinen alten Wert wie seine hohe symbolische Bedeutung und erweist sich auch heute noch wirksam zu beiden Zwecken, bei Vornehmen und Geringen, seien seine Blumen auf der Wiege und in bescheidenen Hausgärtchen gepflückt, oder habe ihn der modische Kunstgärtner aus den Blüten kostbarer exotischer Treibhausgewächse komponiert. Auch im 17. Jahrhundert wird es nicht anders gewesen sein. Volkhart macht sich schwerlich eines

Anachronismus in seinem Bilde schuldig, das in bezug auf Kostüme, Haartrachten, Lokalität, Möbel an Echtheit eben so wenig zu wünschen übrig läßt, wie der Ausdruck und das Bezügen der Gestalten der Komposition an anmutiger Lebenswahrheit. Eine glückliche Familie, der es an nichts mangelt, was dazu gehört, das Dasein angenehm und sanft dahinfließen zu lassen, und deren reizenden liebenswürdigen Töchtern ein ähnliches Glück gewiß sein dürfte, wie es die Eltern gefunden haben. Vorausgesetzt, daß die schwarzlockige muntere Schwester des schönen blonden Geburtstagskindes sich nicht etwa von den Werbungen des jüngeren Begleiters des Verehrers dieser anderen bewegen läßt, einem so wenig ritterlichen Cavalier die Hand zum Bunde zu reichen. — Das Genre des eleganten Konversationsstücks und novellistischen Kostümbildes, zu dem Volkharts gefälliges Werk gehört, wird heute von Deutschen, Franzosen, Italienern, Belgiern, Spaniern, Polen mit gleicher Vorliebe kultiviert. In Eleganz und künstlerischer Delikatesse der Durchführung, besonders der Malerei der Stoffe, ebenso wie in der Feinheit des Ausdrucks der Köpfe steht dieser Düsseldorf-Künstler den hochgeschätzten italienischen Meistern gleichen Genres kaum nach. Über seinen Bildungsgang wissen wir nähere Details nicht mitzuteilen; nicht einmal, ob er ein Sohn oder Verwandter des 1876 zu Düsseldorf verstorbenen, 1815 geborenen Malers Georg Volkhart ist, der sich mit der Darstellung besonders dramatisch bewegter historischer Szenen aus den blutigen Jahrhunderten der Renaissance einen geachteten Namen gemacht hat. In Berlin trat Max Volkhart, wenn ich nicht irre, zum ersten Mal im Jahre 1879 mit einem Bilde: „Viel Lärmen um Nichts“ betitelt, hervor; eine hübsche lustige Satire auf die Muscabins und Merveilleanen, die Trachten und Sitten aus der Zeit des Direktoriums. Es war nicht so glatt wie seine neueren Bilder („der abgewiesene Freier“, „die Gratulanten“), aber dafür freier, fecker und eigenartiger gemalt. Ludw. Pietsch.

Die Mode.

Alljährlich tritt uns in dem Rahmen herblicher Staffage ein neues Volkbild der Mode gegenüber, neuen Erzeugnissen stillen Gewerbesleißes Raum gebend, die rege Phantasie und die regen Leistungen Tausender bekundend und uns die Früchte emsigen Schaffens bietend. Neues Leben überall, das Resultat von Wechsel und Wandel, von Zeitgetriebe, Ringen und Streben. Und wie Quellen, die frischen unsichtbaren Zufluß erhalten, so strömt die Überfülle alles Neuen an uns heran, fordern, fast gebietend sie dem Leserkreise entgegenzuführen. Die Fülle indessen bedingt eine schematische Einteilung und, weiteres uns vorbehaltend, unterziehen wir heute die neuen Herbst- und Winterstoffe für Damenkostüme einer eingehenderen Besprechung.

Unvermittelt stellt sich uns die neue Ara der Mode niemals gegenüber; wir finden stets wechselseitige Beziehungen zwischen dem Alten und dem Neuen, und so werden die neuen Stoffe der bevorstehenden Saison dem Kennerblick die fortgesetzten textilen Leistungen der härteren Gespinnnte vor Augen führen, die wir im Früh- und Vorjahr als dem Bison, Zebu, Ziege u. a. m. entstammt kennen lernten. Erweiterte Versuche und demgemäße Entwicklungen haben natürlich gänzlich verschiedene Stoffe geliefert, Stoffe, deren Namen, wie Pusza, Tatar, Temesvar, Beskide, unwillkürlich an unwirtliche Gegenden, rauhe klimatische Einflüsse und insolge deren auch an ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten erinnern. Und in der That ist ihnen ein Zusammenhang damit nicht abzuspüren. Eigentümlich ist es, daß fast alle Stoffe grobwebig, rauch, faserig und mehr oder minder langhaarig, und daß die wenigen Farben, die wider alles Erwarten an Zahl beschränkt sind, monoton und gedämpft an und für sich, im Arrangement aber, wenn auch anspruchslos, so doch vornehm und elegant wirken.

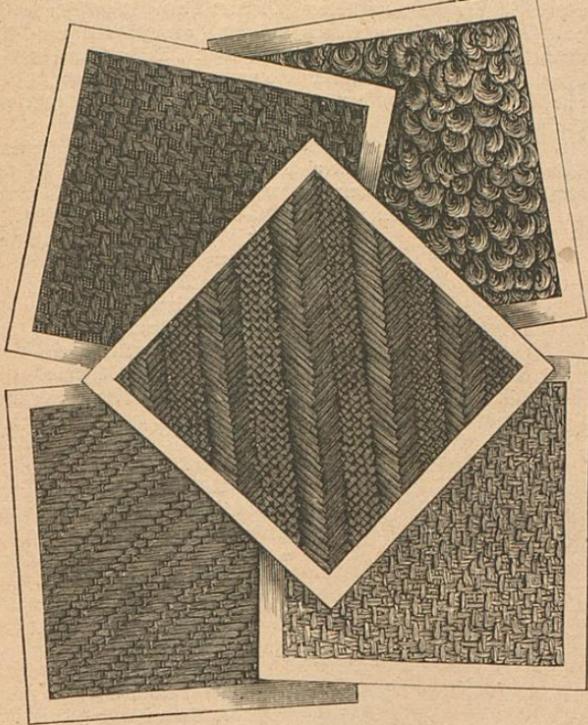
Eine weitere Eigentümlichkeit bekundet die Mode darin, daß fast alle Stoffe den Charakter des Schleifengarnwebes tragen, d. h. ein geköppter oder glatter Fond, dem keine glänzende Locken oder Fadenwickeln, bald stärker, bald feiner gesponnen, in Gruppen zu einem Dessin vereinigt aufliegen. Diese Stoffe sind als die hervorragendste Neuheit zu bezeichnen, da sie als Kostümfstoffe bisher noch nicht zu verzeichnen waren. So vielseitig wie früher als Konfektionsstoff, treten sie nun auch als Kleiderstoff auf. Auf glattem Fond von einer Farbbemalung, die aus blau, rot, lehmgelb und grün besteht und deren Farbnuancen jaspirt erscheinen, heben sich die Locken als Streifen, als Carreang oder willkürlich zerstreut ab. Auch zu uni-Stoff treten sie als breiter Lockengalon auf, der hier die Stelle anderer Garnitur vertritt und vielfach auch in angewebten Franzen einen Abschluß findet. Dieser Art ist eine im Carton montierte Robe im Handel, „Robe Arizona“, die allen Ansprüchen bei zivilem Preise Rechnung trägt.

Neben den bereits angeführten Stoffen finden aber auch die Lama- und Bigognewebe sehr großen Beifall, zumal sie im Charakter sich an alle die Frühjahr- und Sommerstoffe, die Loden und Etamines anlehnen, und es bleibt vorläufig eine offene Frage, welcher Stoffgattung die ungeteilte Kunst der Damenwelt zufallen wird. Feiner und diskreter, man möchte fast sagen ästhetischer wirken alle die weicheren Gewebe, wenn sie immerhin auch ihren Anteil modischer Experimente davongetragen haben. Etamine d'hiver nennt sich eine grobsabige, dicke und warme Stoffgattung, die in uni mit abgepaßten Galons und Franzen, oder auch mit durchbrochener Franzenbordüre abschließt. An letzterer ist das macramé der Franzen, sowie auch ein Durchbruchmuster der Leinenarbeit getreu imitiert. Die Franzen und Franzengalons spielen überhaupt eine wesentliche Rolle an den Herbst- und Winterstoffen; mit den Schlußfäden des Gewebes zusammenhängend, sind sie derartig gewebt, daß ihr äußerster Rand eine schmale Borte bildet, der dem Stoff bei Herstellung des Kleides untergenäht wird, so daß die Franze dadurch eine doppelte Lage erhält. Eine andere Etaminegattung gleicht im Aussehen der sommerlichen Guipüre-Laine, mit abspiegender Futter versehen, doch weicht die jetzige Etamine darin ab, daß das Futter, ein wollener uni-Fond, ihr untergewebt, mit dem durchbrochenen Oberstoff also in unzertrennlichem Zusammenhange steht. In den Farben Blau und Rot, Grün und Rot, Braun und Orange nehmen sich die Stoffe vorzugsweise gut aus.

Die meisten englischen Gewebe in Lama und Cheviot excellieren durch Güte der Ware; außerdem giebt es kammgarnähnliche, gerippte, diagonale Gewebe, die vielfach an die schweren und gediegenen Stoffe der Herrenkonfektion erinnern.

* Schluß. Bgl. I. S. 283. II. S. 310.

Homedress, holyhead, Inverness, Cheviot écossais sind einzelne Namen der Gewebe, die in den Farben Braun, Grau, Marineblau, Schiefergrau, Granat, Flaschengrün und Kiefernbraun im Handel sind. Die Abb. 1, 3-5 bringen das Gewebe einzelner, besonders charakteristischer Stoffe zur Geltung, während die Abb. Nr. 2 einen neuen Mohair-Krimmer darstellt, „Persiana“ benannt, der einen großen Erfolg für die Kostüme sowohl wie für die Konfektion verspricht. In den eben angeführten modernen Farben im Handel, dient der Mohairkrimmer zum Besatz von Kleidern, als Krage, Einfassteile, Armelausschläge, sowie auch zur Herstellung ganzer Taillen zu entsprechend farbigen Röcken. Es sei hierbei der ökonomischen Interessen unserer Damen gedacht, da dieser Krimmerstoff sich vorzüglich zur Auffrischung einer bereits getragenen Toilette eignet, wie auch eine reizende Beihilfe zur Herstellung von Schlittschuhkostümen bietet. Ob das Tuch be-



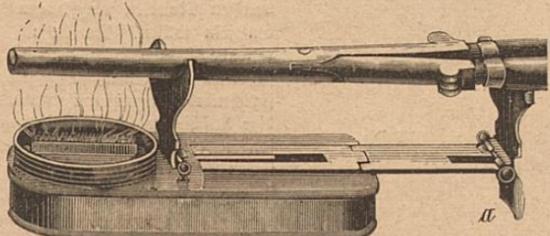
deutend Terrain gewinnen, oder wie eigentlich alljährlich nur den succès d'estime davontragen wird, wagt man heute noch nicht festzustellen. Sollte das régime anglais, das auch in der Mode in Paris mehr und mehr sich einbürgert, und seine bedeutendsten Vertreterinnen in den Ladies und Misses, sowie in den amerikanischen queens of beauty findet, Wurzel schlagen, so ist diesem praktischen Stoff sicherlich eine Zukunft zu prognostizieren umso mehr, als die Vorbedingungen, die einfachen, weiten, faltigen Röcke, dazu bereits erfüllt sind.

Unter den Samengeweben finden sich auch Roben mit abgepaßten türkischen Bordüren wieder, die als Variante zu den oben erwähnten abgepaßten Roben mit Lockengalon anzusehen sind. Gemusterte Stoffe mit jaspiereten Dessins in matten Nuancen, dann frisé-Stoffe, seidener Grund mit ausliegenden frisé-Schlingen, Dessins bildend, oder geköppter Samafond mit Chenillestreifen, sog. Ruthengewebe, ferner einzelne karierte wollene Tücher, die zu Kleidern zusammengesetzt werden, das sind die hervorragenden Neuheiten der Saison. Im übrigen begrüßen wir viele alte gute Bekannte wieder, deren Dasein sich durch bewährte Praxis dauernd frisch in unserem Gedächtnis erhält, und zu ihnen gehören alle die foulé-Arten und der Kaschmir des Indes, die allen Anfechtungen der Mode trotzen und sich ein klassisches Anrecht erworben haben. Wie jene andern Gewebe stellen sie Sommer- und Winterqualität, und ist letztere für ein gediegenes schlichtes Hauskleid nicht genug zu empfehlen. Für unsere jungen Mädchen und die Kleinsten, deren rosigem Gesichtchen wir gern noch die Folie frischer, farbenwarmer Töne geben, bietet die Mode die hübschen karierten schottischen Serge Stoffe und karierte Vigogne in den Dessins und Farben einzelner Glanz. Röcke und Mäntelchen solchen Genres und die entsprechend farbige Jerseytaile nebst einfarbiger Wollenschärpe dazu, geben reizende Kinderanzüge. Jerseytaillen sind und bleiben immer noch en vogue, auch für Erwachsene. Ein dem Jersey ähnlicher Stoff ist das drap tricotine, kein Maschengewebe, sondern eine Imitation desselben und wird gleichfalls zu Taillen verarbeitet. Wollene Schärpen in verschiedenen Farben und mit seidnen absteckenden Quersstreifen und Franzenabschluß gehören übrigens gleichfalls zu den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Gewebe; dieselben sind so breit und lang, daß sie die vordere Draperie auf einem glatten oder gefalteten Bauernrock abgeben und hinten in Schleifen nebst Enden abschließen.

Bezugsquelle für Kostümmstoffe und Schärpen, Tricottataillen etc. Modebazar Gerson und das Warenhaus Lissauer, beide zu Berlin.

Wirtschaftsplaudereien.

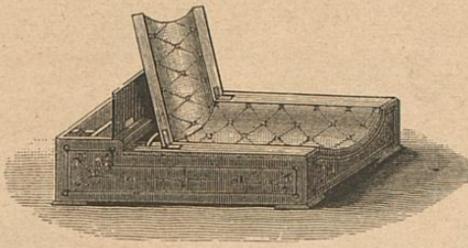
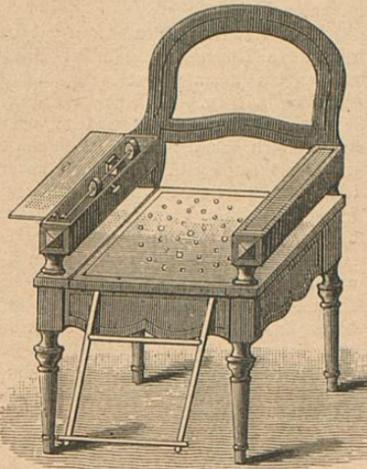
Patent-Brenn-Apparat zum Erhitzen der Haarbrennscheren. Der für die Reise und den Taschengebrauch empfehlenswerte Brennapparat nimmt, geschlossen, sehr wenig Raum ein. Un-



tere Zeichnung stellt den Apparat aufgeschloß und in Thätigkeit dar. Die beiden aufgerichteten Stege gestatten ein bequemes Ruhen selbst der größten Brennschere. Der Steg a wird nach dem Gebrauch mit

dem Schieber in den Apparat zurückgeschoben, beide Stege klappen dann ebenso selbstthätig zu, wie sie beim Herausziehen des Schiebers sich von selbst aufrichten. Der Apparat ist elegant ausgeführt, ganz vernickelt und hat zusammengelegt eine Länge von ca. 10 Centimeter, aufgezogen eine Länge von ca. 14 Cent.

Martinis Wagen für Erwachsene und für Kinder. Die zeitweilige Ermittlung des Körpergewichts wird neuerdings in vielen Krankheitsfällen als notwendig verlangt, ganz abgesehen hiervon ist es bei heranwachsenden Kindern und auch für Erwachsene von Interesse, von Zeit zu Zeit eine solche Kontrolle auszuführen. Für diese Zwecke darf die bestehende abgebildete neue Wage, welche sich durch Einfachheit, Eleganz und verhältnismäßige Wohlfeilheit auszeichnet, empfohlen werden. Die Konstruktion derselben beruht auf einem Hebel-System, sie ist also keine Federwage, die mit der Zeit ungenau und unzuverlässig wird; die äußere Form ist die eines Sessels, der Sitz ist die Brücke und in der Armlehne befindet sich der Wagebalken mit Laufgewicht und Skala von 50 zu 50 Gramm und bis zu 200 Kilo; die Wage reicht also selbst für die schwersten Personen aus. Da keine Gewichte zur Verwendung kommen, so genügt es das Laufgewicht dem Wagebalken entlang zu rücken, bis der Zeiger einspielt, wonach man das Resultat leicht an der Skala ablesen kann. Der Preis einer in poliertem Nussbaumholz ausgeführten Wage beträgt 80 Mark. Von derselben Fabrik wird auch eine neue Wage zum Wägen hergestellt, die für Kinder — vom Säugling bis zu Kindern von 5-6 Jahren — bestimmt ist. Der Apparat besteht auch wie bei der vorher beschriebenen Wage aus einem Hebel-System und



Wagebalken mit Laufgewicht und Skala von 50 zu 50 Gramm bis zu 25 Kilo; der Wagebalken befindet sich vorn in einem verschließbaren Kästchen. Eigentümlich ist die Brücke, welche muldenförmig und mit Rülchne zum Aufklappen von gleicher Form versehen ist. Die ganze leicht tragbare Wage hat die Größe eines Handkoffers.

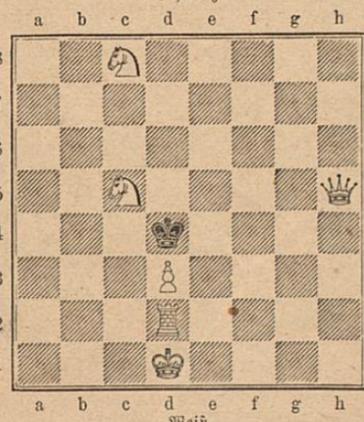
Universal-Petroleum-Laterne. Dieses vielseitig und zwar als Tisch-, Hänge-, Wand- und Handlaterne verwendbare Gerät ist elegant ausgestattet, besitzt den Vorzug absoluter Sturmsicherheit und eignet sich deshalb ganz vorzüglich zum Gebrauch im Freien (Gärten, Verandas, Balkons, Pluren, Korridors etc.). Der Ölbehälter, für acht Stunden Petroleum fassend, ist zum Füllen höchst bequem von unten herauszunehmen; der Brenner bedarf keines Cylinders und bietet durch



seine Konstruktion bei einem Konsum von nur 2 Pf. Petroleum pro 6 Stunden ein mehr als 3 Kerzen ersetzendes intensives weißes Licht, ohne einen Hegeruch zu verbreiten oder zu rufen. Dem Inneren des Gehäuses und dem Reflektor ist außer durch die Thür durch das aufklappbare Dach sehr leicht beizukommen. Zur Behandlung der Laterne ist nur zu bemerken, daß der Docht stets wenig über die Dochtbüchse und nie über die Kupferkappe hinaus zu stehen hat.

Schach.

Aufgabe Nr. 161.
Von Duchateau.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 159 Seite 332.

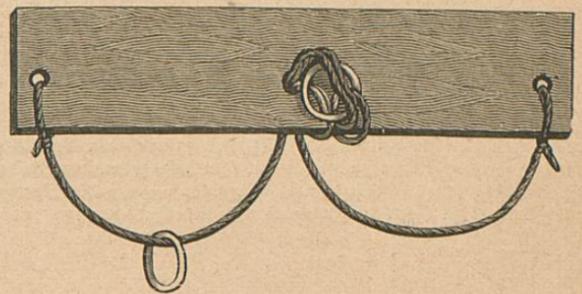
- 1. Le 7 — d 6. Schwarz.
- 1. Ke 4 n. f 5 oder e 6 n. f 5. Weiß.
- 2. D d 7 — h 7 oder S f 1 — d 2 matt. A.
- 1. ... Weiß.
- 1. ... Schwarz.
- 1. ... Weiß.
- 2. D. T. S. oder L. matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.
Fräulein Auguste v. K. in Berlin. Der Unterhaltungsaufgabe Nr. 51, wie überhaupt allen fogenannten magischen Quadraten, liegt eine diophan-

tische Gleichung ersten Grades zu Grunde. Wenn das Quadrat neunfelderig ist, muß die Zahl auf dem Mittelfelde der dritte Teil der Reihensumme, also im vorliegenden Fall 5 sein. Siehe „Eulers Anleitung zur Algebra“, Verlag von W. Neclam in Leipzig. Preis 1 M. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frl. Helene Kaufmann, Antonie Meyer, Hermine Köhring, Marie Forges (Nr. 152), Josephine Goldschmidt, Martha Kallisch, Bertha Anzion (Nr. 153), Wanda Erner, Caroline Weber, Herren G. Gieseler und C. Minden (Nr. 154), Carl Hettich, Georg v. B., Anton Behrendt (Nr. 155), Marie Berley (Nr. 156-158), Roemi Falkenamer (Nr. 159-166). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Rätsel, Rebus etc. erhalten von Frl. Louise von Meran, Marie Pradjean, Kranta Rosenbergl, Charlotte Walter, Fr. Direktor D. in Leipzig, Roemi Falkenamer, Rosa Blumenfeld, Marie Willjan, Fr. Rosa Frammer, Helene Panajot, Freya Höbel, Landpomeranzen in Ludwigsthal, Herren F. Binder, Felix Krämer, Paul Sieber, B. in Sobornheim. — Frl. Rosa Krapsan. Berichtigung dankend erhalten. Anna Müllendorf. Die Aufgaben sollen geprüft werden.

Auflösung der Aufgabe Seite 332.

Man schiebt den einen Ring durch die kleine Mittelschlinge hindurch bis hinter das mittlere Loch, dann zieht man die Mittelschlinge nach rückwärts durch das Loch durch, schiebt den Ring weiter durch die entstandene Doppel-



schlinge hindurch, zieht dann die Schmur wieder zurück in ihre frühere Lage und der Ring wird mit Leichtigkeit vollends bis zu seinem Kameraden gelangen.

Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 332.

Ob sich eine Rose ins Haar eignet zum Fest auf dem Nusenberg?

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 53.

Die neun Muses wollten in einer Angelegenheit, in der sie verschiedener Meinung waren, schließlich durch Abstimmung Entscheidung herbeiführen. Vor diesem Akte jedoch sollten besondere Beratungen von je drei Muses stattfinden und in keiner derselben durfte eine Muse mit einer andern mehr als einmal zusammen sein.

Wie viel solcher Kleeblattberatungen wurden gehalten und aus welchen Muses bestand jede einzelne?

Füllrätsel.

D	a		i	n
F	r		u	l
S	i		e	r
B	a		e	r
L	u		r	n
E	p		u	s

Zu die leeren Felder des Quadrats sind zwölf Buchstaben so einzutragen, daß die wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter von je sechs Buchstaben ergeben und daß die dritte senkrechte Reihe den Titel einer beliebigen Oper, die vierte senkrechte den Komponisten dieser Oper nennt.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. W. G. in R. Das Geheimmittel gegen Leichborne, Acetine genannt, besteht aus Essigsäure, die wohlfeiler in jeder Apotheke zu erhalten ist. Man muß bei ihrer Anwendung mit großer Vorsicht verfahren, da auch die gesunde Haut von der Säure angegriffen wird. Beim Beschneiden der Leichborne muß stets auf das sorgfältigste eine Verletzung verhütet werden, da sonst leicht Entzündungen eintreten, die unter Umständen selbst den Tod des Verletzten zur Folge haben können. Noch kürzlich hat deshalb das Wiener Stadtphysikat Veranlassung genommen, öffentlich darauf aufmerksam zu machen, daß die sorgfältige Reinigung und Desinfection der zu operierenden Hautstelle bei Hühneraugen um so notwendiger erscheine, als die betreffende Hautpartie durch Schmutz, Schweiß und in Zerfall begriffene Oberhautzellen an und für sich verunreinigt ist, und beantragte das Physikat u. a. folgende Anordnungen zu treffen. Die Hühneraugenschneider haben die verwendeten Instrumente stets rein zu halten und besonders vor jeder Benutzung sorgfältig zu desinficieren, die betreffende Hautstelle vor der Operation mit lauem Wasser gründlich zu waschen und mit einer 5procentigen Karbolsäurelösung zu desinficieren, eine etwa zugefügte Schnittwunde sofort mit antiseptischer Watte zu bedecken, ihre Kunden nach jeder Verletzung dringend zu mahnen, sofort ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, bis zu dieser aber ruhiges Verhalten unter Anwendung von Kälte zu beachten. — Fr. G. in W. Wiels „Tisch für Magentrante“, ein Buch, das wir bei unsern ersten Erscheinungen (1879) unsern Lesern warm empfehlen konnten und das diese Empfehlung auch in seiner sechsten verbesserten Auflage (Karlsbad und Nizza 1885, Verlag von H. Feller) verdient, wird nach dem Tode Dr. Wiels von dem früheren Assistenten desselben, dem jetzigen dirigierenden Arzt der Anstalt für Magentrante in Zürich, Dr. F. Zneichen, herausgegeben.

Verchiedenes. Schwärmende Abonnentin in Bamberg. Eine Charakterkizze der betr. Schriftstellerin zu bringen, ist bei unserm beschränkten Raume unmöglich. Die Adresse derselben ist: Fischenbrodte bei Dresden, Gartenstr. 5. — H. H. Geeignete Wolle zum Epigentlöppeln erhalten Sie bei H. Weermann, Berlin, Gr. Friedrichstr. 59. — Frau W. — Fr. Von Ernst Schmid, verdientem Schulleiter und exprobtom Gesangslehrer in Wien, ist (soeben in 2. Aufl.) u. dem T. „Kiebergarten-Lieder“ (Wien, Verl. von Karl Graeser) eine vortreffliche Sammlung von neuen Gelegenheits-, Spiel- und Kofelieder für das zarte Kindesalter, zum Gebrauch in Schule und Familie erschienen, auf die wir Sie gerne aufmerksam machen. Das Büchlein dient Ihren Zwecken, verdient aber darüber hinaus die weiteste Verbreitung. Eine recht gute Einleitung von G. Ernst giebt umfassende Anweisung zur Benutzung des Buches. — Natalie G. F. Eriess. Wir erbitten behufs brieflicher Mitteilung Ihre Adresse. — Kandidat Berg — in T. Spät, aber noch keineswegs zu spät und sehr wohl ohne Lehrer zu erlernen! Lassen Sie sich „Ladebeds Schwimmschule“, Lehrbuch der Schwimmkunst für Anfänger und Geübte. Ausführliche Anleitung zum Selbstlernen etc. 3. Aufl. (Leipzig, Verl. von Herm. Brudner) kommen. Hier haben Sie auf 78 Seiten und 31 Abbildungen Alles, was Sie brauchen, um bei gutem Willen und einiger Energie binnen kurzem ein guter Schwimmer zu werden. — Armin S. in N.-V. Der Titel des Kalenders, nach dem Sie suchen, ist: Das Shakespeare-Geburtskal. Buch (Dresden u. Leipzig, Verlag von C. Hieron) 5. Aufl. Jedem Kalendertrage sind zwei Gedentsprüche aus den Werken des Dichters in deutscher Uebersetzung beigelegt. Der Einband ist geburtsstagsmäßig elegant, rot mit Gold. — Verehrerin des „Großen Kanlers“ in Reutir. Zwei Festreden, gehalten bei der Bismarck-Feier in Leipzig von Prof. Windisch und Bürgermeister Dr. Tröndlin, sind u. d. T. „Bismarck als Staatsmann und Parlamentarier“ bei Edw. Schloemp in Leipzig erschienen und kosten 50 Pf. Beide Reden sind höchst geistvoll und von warmer Begeisterung durchglüht. — Der Reinertrag kommt einer milden Stiftung zugute.

Bezugsquellen:

Patent-Brennapparat und Universal-Petroleum-Laterne: Magazin von E. Cohn, Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.
Martinis Wagen für Erwachsene und für Kinder, Wein, Böttger u. Co., Frankfurt a/M.

Schwarze Völker in Deutschland.

Die anthropologischen Ausstellungen sind in die Mode gekommen. Man begnügt sich nicht mehr, uns die Erzeugnisse des Bodens, der Kunst und der Industrie fremder Erdteile durch Importierung zugänglich zu machen, man bringt uns jetzt auch die Menschen und führt sie als lebende Schaustücke durch die Welt. Der eigenartige Zug unserer Zeit, der Zeit des Dampfes, der Elektrizität, der Schnellebigkeit und der Spekulation, kennzeichnet sich auch hier. Was unsere Phantasie bis vor kurzem zumeist nur erträumen durfte, was durch die Lektüre wissenschaftlicher Werke und sachmännischer Schilderungen dunkel in unsrer Vorstellung lebte, was uns ein Cooper in unseren Jugendtagen, ein Stanley, Nachtigall, Kholfs, Schweinfurth mit gereifterem Auge erblicken ließen, das steht jetzt plötzlich in seiner ganzen realen Fäßlichkeit vor uns, bequem und — gefahrlos dürfen wir seine Nähe genießen, weil in Gestalt unternehmungslustiger Menagers die Spekulation sich als vermittelnder Faktor eingemischt hat und jene Völker des „dunkeln Erdteils“ zu uns herführt, die zu schauen und deren Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen bisher nur dem kühnen Forscherauge vergönnt war.

Speziell wir, die wir in der Reichshauptstadt wohnen, haben in den letzten zwei Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, von der Schaustellung farbiger Rassen zu profitieren. In beinahe ununterbrochener Folge lösten sich „Expedition“ auf Expedition — wie die Menagers mit Vorliebe zu sagen pflegen — ab und keine Farbennuance von der

rötlichbraun schillernden Bronze bis zum ebenholzgleichen Schwarz ist uns verloren gegangen. Die Rubier machten den Anfang. Ihr Erscheinen in Berlin bildete zur Zeit ein Ereignis, das die ganze Reichshauptstadt auf die Beine brachte. Zu Tausenden eilte man hinaus nach dem Zoologischen Garten, wo die braunen Gesellen mit ihren Gazellen, Antilopen und Kamelen Lager genommen hatten und wehe dem Armen, den der Eifer mitten hinein in das schier unentwirrbare menschliche Chaos getrieben hatte; eingekleidet in drangvoll fürchterliche Enge, durfte er froh sein, nach Stunden qualvoller Bedrängnis schließlich wieder die Bewegungsfreiheit seiner Gliedmaßen zurückgewonnen zu haben.

Den Rubiern folgten, wenn wir die verschiedenen Vertreter der rothhäutigen Stämme, welche in der Zwischenzeit erschienen, ausschneiden und bei den stammerwandten Rassen bleiben wollen, vor Jahresfrist die Singhalesen. Während die Rubier den Namen bekanntlich nach ihrem an altägyptischen Tempelruinen und sandigen Steppen reichen Lande führen, kamen die Singhalesen von der fruchtbaren Insel Ceylon, wo sie als eingeborene reine Rasse, nur etwa noch 8000 Köpfe stark, leben. Auch diesmal fand die Schaulust reiche Befriedigung. Die kernig gewachsenen, bronzefarbenen, schlanken Gestalten der Männer mit ihren meist außerordentlich ausdrucksvollen Gesichtern, die kleinen beweglichen Frauen und die allerliebsten Babies zogen zur Besuchszeit wieder Tausende und Abertausende herbei, und da der „Aussteller“ diesmal auf den ingeniosen Gedanken verfallen war, mit der Schaulstellung auch die Vorführung der Sitten und Gewohnheiten des fremden Stammes zu verbinden, Aufzüge und Aufführungen zu veranstalten, bei denen singhalesische Sängerinnen und Sänger, Tänzerinnen und

Tänzer Proben ihrer nationalen Kunst ablegten, so erhielt sich die Zugkraft unvermindert bis zum letzten Augenblick.

Die Singhalesen waren kaum vergessen, als im Panoptikum ein neuer, diesmal aus Südamerika importierter Stamm, die auf Gite eingesehene Araukaner einzogen. Diese den Patagoniern anthropologisch verwandten Wilden von dunkler Hautfarbe, erregten Aufsehen, weil fama ihnen den Ruf vorausschickte, daß ihre Großväter sich noch weiblich am Menschenfleisch ergötzt haben sollten. In der That konnten die schneigen Gestalten mit ihren abstoßend häßlichen Gesichtszügen, den ungewöhnlich stark aufgeworfenen Lippen und den langen straff herabhängenden Haaren gelinde Furcht erwecken. Aber auch nur erwecken. Denn sehr bald sah man, wie diesen dunkelfarbenen Epigonen der früheren Menschenfresser von der großväterlichen Sitte nicht nur nicht das Geringste mehr anhaftete, sondern daß sie auch von Europens überlindeter Höflichkeit gar manches bereits profitiert hatten. So erschienen die erotischen Gäste eines Abends in durchaus moderner Kleidung in dem Kroll'schen Sommertablissement, und wenn man sah, wie sie sich hier unter der Führerschaft ihres Menagers zwischen das in dem herrlich erleuchteten Garten auf- und abwogende elegante Getümmel mischten und Passion nur für solche „Weissen“ an den Tag legten, die man in den Berliner Restaurants in „große“ und „kleine“ einteilt, so mußte auch der letzte Gedanke an ihre Gefährlichkeit dahinschwinden.

Von den Araukanern zu den Zulus, die uns eine veritable Prinzessin mit ihrem reizenden Prinzen mitbrachten und die das höchste Interesse der Berliner Anthropologen — Professor Virchow an ihrer Spitze — erregten, war wieder nur ein kleiner Schritt. Wenn wir darauf verzichten, näher auf diese außerordentlich interessanten Wilden einzugehen, die wohl am längsten von allen in den Mauern Berlins weilten und deren, aus dem Kriege mit England zur Genüge bekannte persönliche Kraft, Ausdauer und Mut sich in den muskulösen, man darf sagen herkulischen Erscheinungen deutlich ausdrückte, so geschieht dies, weil wir uns nun noch in Kürze denjenigen schwarzfarbigen Gestalten widmen wollen, welche der kundige Griffel Arthur Wanjuras in dem bestehenden trefflichen Bilde festgehalten hat und die unlängst erst in Berlin ihren Einzug gehalten hatten.

Aus Darfur, dem sogenannten Nigerrande kommend, gehören sie der Rasse der Somali-Neger an und als solche zählen sie schon deshalb zu den interessantesten farbigen Gästen, welche in Deutschland und speziell in Berlin gezeigt worden, weil sie als Ostafrikaner gewissermaßen Landsleute von uns, wenn auch im weitern Sinne des Wortes sind. Während die Zulus als ein von Haus aus kriegerisches Volk erscheinen, leben die Somali — wenn auch oft in Fehde unter sich — ruhig daheim auf ihren Prärien, treiben Viehzucht, Ackerbau und regen Küstenhandel. Von diesen stillen Künstlern des Friedens Zeugnis abzulegen, hatten sie allerdings während ihres Berliner Aufenthaltes keine Gelegenheit. Im Zoologischen Garten, wo sie gleich den Rubiern ihr Domizil aufgeschlagen, hatte man sie zwischen Antilopen- und Raubtierhaus untergebracht und das sagt genug. Von einer sonderlichen Intelligenz, wie dies bei den Zulus der Fall war, tritt bei den Somali nichts hervor. Auf den blau-schwarzen muskulösen Schultern ruht ein kleiner, von wolligem Haar bedeckter Kopf, aus dem ein Paar große schwarze Augen ziemlich apathisch in die Welt hinausblicken. Ein weißer, bis zu den in roten Lederschuhen stehenden Füßen herabreichender Rock giebt ihnen das Aussehen von französischen Kellnern, ein roter Fes oder eine weiße Kappe krönt das wollige Haupt. Dazu ist der Gesichtsausdruck stupid und häßlich. Die Züge sind breit, die Lippen überaus wulstig, das Weiß der Augen wie der Zähne hat einen gelblichen Glanz. Mit der Karawane, die aus einer Anzahl kräftiger Burschen von etwa 16—19 Jahren bestand, traf eine Anzahl Antilopen, Kamele und Strauße ein. Auf den letzteren gaben die Somali, wie unser Bild zeigt, Exercitien zum besten, bei denen sie nicht nur große Gewandtheit im Reiten, sondern auch außerordentliche Geschicklichkeit in der Dressur ihrer Strauße bewiesen, die, wie der Menager bemerkte, erst vor wenigen Monaten eingefangen worden sein sollten. Da sie außerdem reizende Pony-Wägelchen bei sich führten, in denen sie gegen entsprechendes Entgelt auch Andersfarbige kutschierten, so kam diesmal besonders die liebe Berliner Jugend zu ihrem Rechte und von ihr wird das Scheitern der schwarzen Menschenbrüder denn auch am meisten bedauert worden sein. Uns aber beschäftigt die Frage: Was wird nun kommen? G. Frhbg.



Die Expedition der Somali-Neger in Berlin. Originalzeichnung von Arthur Wanjura.